



[...] sich auszumalen, was passieren könnte, wenn die Umstände anders als die gegebenen wären, ist der sicherste Weg in den Wahnsinn.



Graf Alexander Iljitsch Rostov

Einzigartigkeit

Wann haben Sie zuletzt etwas wirklich Besonderes erlebt? Im allgemeinen fällt den meisten bei dieser Frage etwas ein: der erste Schmetterling des Jahres, ein Blumenstrauß, ein besonderes Buch. Ein Konzert- oder Theaterabend. Etwas, was man mit den Kindern oder Enkeln unternommen hat. Manche führen ein Tagebuch oder zumindest einen Kalender mit Ereignissen, heben Veranstaltungsprogramme auf und finden im einen oder anderen etwas, das mit einem wirklich besonderen Erlebnis verbunden ist.

Und nun vergleichen Sie einmal, was uns sonst manchmal als Besonderes aufgetischt wird, weil es »Alleinstellungsmerkmale« hat oder ein buntes Etikett. Häufig haben solche »Verkaufsargumente« zwar einen wahren Kern, bleiben in ihrer Betrachtung aber allgemein und oberflächlich und geben keine differenzierte Bewertung wieder – erst recht nicht unsere persönliche. Wie oft schon hat man Ihnen zum Beispiel etwas ganz Besonderes präsentiert und nicht mit dessen Qualität argumentiert, sondern mit dem Hinweis, dies sei »der Mercedes« unter den Angeboten. (Alternativ gibt es diesen Vergleich auch speziell für den Bereich der Kulinaria mit dem Hinweis, dies sei »der Champagner« unter...) Nein, bevor wir uns etwas vormachen lassen, einen Mercedes, einen Champagner oder ein »X«, achten wir doch lieber selbst auf Qualität und unsere Wahrnehmung.

Apropos »Alleinstellungsmerkmale«: In der Geburtstagsliste von Wikipedia wird auch jede berühmte Persönlichkeit näher bezeichnet. Johann Sebastian Bach zum Beispiel als »deutscher Komponist, Orgel- und Klaviervirtuose des Barock«, Gottfried Silbermann als »deutscher Orgel- und Klavierbaumeister« und Michel de Montaigne als »französischer Politiker, Philosoph und Begründer der Essayistik«. Edward Snowden dagegen hatte lange Zeit gar keinen Kommentar neben seinem Namen. Da stand nur der Name. So, als wäre er der Mercedes unter...

Und wo liegt nun das Besondere? Dort, wo es angekündigt wird? Wo wir es suchen? Oder einfach da, wo wir es wahrnehmen, also entdecken, finden?

Wie auch immer – es ist schon da, Sie werden es sehen! Uns steht ein einzigartiges Frühjahr bevor – wetten?

Viel Freude wünscht Ihr

Wolfgang Ansellin

Inhalt / Nur mit Baret zu Wagner-Aufführungen!

INHALT	
Editorial: Einzigartigkeit	1
Was ziehe ich ins Konzert an?	2
Neuerscheinung: Amor Towles »Ein Gentleman in Moskau«	4
Dresdner Staatsschauspiel: »Hexenjagd«	5
Buchtip: Marianne Bruns »Szenenwechsel«	7
Capell-Compositeur Arvo Pärt	8
J.-L. Gérôme »Pygmalion und Galatea«	10
Pierre Louÿs »An das Schiff«	11
Neuerscheinung: »Katzen und Gespenster«	12

Oper Chemnitz: Georg Friedrich Händel »Rinaldo«	14
Neuerscheinung: Stan Nadolny »Das Glück des Zauberers«	15
Elizabeth Barrett Browning (Sonett)	16
Henry Hugh Armstead »Hero und Leander«	17
Pianomania	18
Neuerscheinung: »Was für Spinner – bizarre Kurzgeschichten«	21
Gustave Moreau »Ödipus und Sphinx«	23
Asklepiades (Süß ist in Sommerglut...)	22

Schauspielhaus Salzburg: Ödön von Horváth »Niemand«	24
Wiederentdeckung: Marta Karweis »Das Gastmahl auf Dubrowitz«	27
Rückblick / Ausblick: Giacomo Puccinis »Tosca« in Salzburg und Dresden	28
Buchtip extra: »Wintersonnen«	29
Letzte Worte	29
Christina Rossetti (Sing, wenn ich einst...)	30
Vincenzo Vangelisti »Thisbe und Pyramus«	31
Impressum	32

Nur mit Baret zu Wagner-Aufführungen!

Oder: Soll man sich hüten, solche Hüte zu tragen?

Wagner selbst, hat nicht erst Gunther Braam vor zwei Jahren nachgewiesen, ist gar nicht nur mit dem Baret auf dem Kopf herumgelaufen und hat sich genau sowenig nur damit ablichten lassen. In unseren Köpfen ist das Klischee dennoch verankert – und ebenso falsch wie manche überzeichnete Karikatur, etwa des beim Dirigieren wild gestikulierenden Wagner. Der Schattenriß von Willi Bithorn aus dem Jahre 1870 hat sich eingepreßt, obwohl wir aus zeitgenössischen Berichten wissen, daß Wagner gerade so nicht dirigiert hat. Ebenso bleiben manche Vorurteile bezüglich der Kleidung, welche man tragen sollte, wenn man ins Konzert, in die Oper oder ins Theater geht. Manche nennen dies sogar als Hinderungsgrund oder Hürde für einen Theaterbesuch – großer Quatsch! Kein Mensch verlangt von Ihnen, sich zu »verkleiden«, so daß es Ihnen Unwohlsein bereitet, oder sich durch die Wahl der Kleidung für eine bestimmte Form der

(Selbst)darstellung festzulegen. Obwohl – letztendlich tun wir doch genau dies (uns selbst darstellen) immer und an jedem Tag, auch mit der Alltagskleidung. Warum machen wir also ein »Opernproblem« daraus?



Richard Wagner beim Dirigieren, Karikatur von Willi Bithorn, Quelle: Wikipedia, © Josef Lehmkuhl

Deshalb: Sie sollen sich wohlfühlen! Ziehen Sie also nichts an, was Ihnen nicht behagt, in dem Sie sich nicht bewegen können oder was man Ihnen eingeredet hat, lassen Sie sich aber gerne beraten! Sie können auf diese

Weise unpassende Farbkombinationen wie manche Peinlichkeit vermeiden. Vergessene Aufnäher etwa (vielleicht noch mit dem Herstellersignet, als wäre es Sportbekleidung), mit Heftstich verschlossene Taschen oder Entgleisungen, die dem Bedürfnis aufzufallen entspreißen. Ebenso wenig wollen wir ins Gegenteil verfallen und zu nachlässig erscheinen, oder? In Jeans und Schmuttel-T-Shirt in die Oper zu gehen als Affront gegen das herausgeputzte Publikum ist vielleicht ein Standpunkt, aber hat es Stil? Wer provozieren möchte, hat den Sinn der Kleidung ebensowenig verstanden wie der, der einem bestimmten »Dress code« nachhechelt – auf jeden Fall hat es nichts mit dem eigentlichen Anlaß des Abends zu tun.

Wir gehen ja nicht täglich ins Konzert oder in die Oper, sondern es handelt sich in der Regel – selbst dann, wenn wir ein Anrecht besitzen oder es ein Wochentag ist – um einen kulturellen Höhepunkt. Da wäre es also durchaus schön und angebracht, sich »angemessen« zu kleiden. Das eröffnet natürlich Interpretationsräume, und es ist Ihr Recht, diese zu nutzen. Zwi-

Oder: Soll man sich hüten, solche Hüte zu tragen?

schen elegant und legère finden Sie sicher etwas Ihrem Stil Gemäßes. Abendkleid bzw. Smoking und Schleife können gleichermaßen angebracht und »chic« sein wie ein Leinenhemd.

Träger von Schleifen bzw. Querbindern (gern »Fliege« genannt) wissen: sie ist Teil der Abendkleidung, also erst ab dem späten Nachmittag angesagt (die Musiker machen es uns vor: zur Matinée gibt es eine farblich passende, aber einfache Krawatte), es sei denn, Sie sind ein ausgesprochener »Fliegenträger« und es ist die von Ihnen adäquat für sich gewählte Form des Binders. Übrigens darf sie auch gern farbig sein – schwarz ist zwar ein klassischer Standard, aber jeder Kellner trägt eine schwarze Schleife!



Gerne auch in Farbe: die Schleife sollte nicht nur zum Anzug, sondern auch zum Werk passen! Photo: © Heike Großmann

Bezüglich des Anzuges ist schwarz zwar ebenso klassisch und (fast) immer passend, Sie dürfen aber gerne etwas wagen und Farbe(n) bekennen. Sprechen Sie sich jedoch mit Ihrer Partnerin ab! Abgesehen von der damit stattfindenden

Beratung, dem Austausch und der gemeinsamen Vorbereitung auf das Ereignis ist es doch ein feiner Zug, nicht nur bei der Hochzeitsgarderobe auf eine harmonische Abstimmung zu achten und sich nach dem Kleid der Dame zu richten. Lange und glückliche Ehen erkennt man übrigens daran, daß beide Partner Accessoires mit gleichem Stoffmuster tragen – manchmal herausgestellt, manchmal versteckt.



Damit niemand aus den Latschen kippt: in der Oper haben auch die Besucher einen Auftritt – aber bitte mit Geschmack! Photo: © Heike Großmann

Hinsichtlich der Abendkleider enthalten wir – selbst Nelli Pohl – uns jeden Kommentars und jeder Vorschrift, denn hier sind wir großzügig, neugierig und voller Vertrauen. Abendkleid ist eben Abendkleid!

Achten Sie aber auf Ihre Kopfbedeckung! Einerseits beim Betreten von Gotteshäusern: in Synagogen bedecken Herren ihren Kopf, in Kirchen nehmen Sie Hut und Mütze bitte ab! Und für die Damen gilt: der Hut fürs Pferderennen ist im Konzertsaal nicht angebracht, denn er schränkt nicht nur die Sicht der hinter Ihnen sitzenden Besucher

erheblich ein, es gibt zahlreiche Modelle, welche die Akustik eines ganzen Saales zu mindern vermögen!

All diese Hinweise sind weder neu noch wichtig und kein Mensch braucht sie eigentlich. Wer keinen Geschmack hat oder andere gerne vor den Kopf stößt, den werden diese Zeilen nicht ändern. Lesen Sie sie am besten gar nicht erst! Achten Sie aber auf die Kleidung des Publikums in einem Opernhaus. Orte für wirkliche Begeisterung und echte Musikfreunde erkennt man daran, daß dort in bezug auf die Kleidung (wie auf anderes) ein tolerantes Klima herrscht und sich keine Grüppchen absondern. In Bayreuth beispielsweise ist es normal, daß die Trägerinnen und Träger von Designerkleidern oder Baumwollhosen nebeneinander ihre Pausenerfrischung einnehmen und miteinander ins Gespräch kommen. Bei den Münchner Opernfestspielen erlebt man es nicht anders – von wegen »Dress code«! Wirklich unpassend hat der Autor dieser Zeilen einmal anlässlich der »Trojaner« in der Deutschen Oper Berlin ein Muscle-Shirt und Base Cap empfunden. Wie sich zeigen sollte, war die betreffende Person jedoch ein ausgewiesener Opernliebhaber und ließ seine Begeisterung frei heraus.

Fazit: Ziehen Sie ins Konzert bitte an, was Ihnen gefällt und dessen Effekt das rechte Maß hat. Und haben Sie viel Freude!

Sinfonischer Roman

Amor Towles »Ein Gentleman in Moskau«

Es sind immer die Tage des 21. Juni, an denen bzw. in deren unmittelbarer Nachbarschaft etwas Besonderes passiert im Leben des Grafen Alexander Iljitsch Rostov. Der 22. Juni ist der Todestag seiner Schwester Helena, ein Freund kehrt nach langer Abwesenheit an einem 21. Juni zurück, und es war auch ein 21. Juni, an dem der Graf eine gewisse Schauspielerin kennenlernte...

Am 21. Juni 1922 steht der Graf vor dem »Notstandskomitee des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten«. Er, Angehöriger der Adelsgesellschaft, wird als politisch nicht zuverlässig und korrumpiert eingeschätzt, und nur ein früher verfaßtes revolutionäres Gedicht bewahrt ihn vor dem Erschießungskommando. Das Urteil lautet statt dessen: Entzug der Bürgerrechte und Hausarrest – lebenslang.

Den Hausarrest verbüßt Alexander Rostov im Hotel »Metropol« am Moskauer Theaterplatz, wo er bisher als Gast logiert hat. Verlassen darf der Graf das Gebäude nicht mehr – anderenfalls würde er sofort erschossen. Das Bleiben bedingt auch einen Umzug: die standesgemäße Suite muß er gegen eine Kammer tauschen, die früher für Dienstboten der Hotelgäste vorgesehen war. An Habseligkeiten darf Alexander Rostov nur mitnehmen, was

er dort unterbringen kann. Es ist nicht das erste Mal, daß Besitz der Familie »volkseigen« wird, also verlorengelht, aber der Graf nimmt es mit Gleichmut – sich an die Umstände anpassen sichert das Überleben, weiß er.

Leseprobe

Der Graf lächelte bei der Erinnerung an seine eigene Jugend und seine Vorliebe, nach Beginn der Vorführung anzukommen. Im Englisch Club hatte er verkündet, er könne nur auf ein Glas bleiben, blieb aber für drei. Dann war er in die wartende Kutsche gesprungen, hatte eilends die Stadt durchquert und die berühmten Stufen erklommen und war, wie dieser junge Bursche soeben, durch die goldenen Türen getreten. Während die Ballerinen anmutig über die Bühne tanzten, hatte der Graf sich unter wiederholtem Excusez-moi zu seinem Platz in der zwanzigsten Reihe geschlängelt, von dem aus er einen privilegierten Blick auf die Damen in den Logen hatte.

»Ein Gentleman in Moskau« nimmt seine Leser mit auf eine Zeitreise mit manchen Lücken. Nicht nur Fakten, ganze Jahre werden ausgelassen. Das Kontinuum bleibt jedoch im Leben des Grafen und seiner Nächsten bestehen. Wie im »Triumvirat«, das Alexander Rostov mit Andrej Duras, dem Maître d’Hôtel und Emile Schukowski, dem Chef de Cuisine bildet. Auch eine gewisse Schauspielerin gehört dazu oder Nina Kulikowa, eine Freundin, die der Graf mehr Jahre entbeh-

ren muß, als er sie in seiner Nähe weiß. Innerhalb der kleinen Welt des Hotels erhalten und vollziehen sich Dinge über Jahre. Während das Leben draußen von manchen Umstürzen und Brüchen gekennzeichnet ist, vollzieht sich drinnen allmählich der Aufstieg eines »Apparatschiks«: Leplewski war schon als einfacher Kellner unfähig – er wird es weit bringen in dieser Welt...

Auf dem Schreibtisch des Grafen standen ein Champagnerglas und ein Kognakglas. Die schmale, aufrechte Form des ersteren neben den gedrungenen Rundungen des zweiten weckte unwillkürlich das Bild von Don Quijote und Sancho Pansa auf der Ebene der Sierra Morena. Oder das von Robin Hood und Friar Tuck im Sherwood Forest. Oder das von Prinz Hal und Falstaff vor den Toren von –

Es klopfte an der Tür.

Amor Towles hat einen Roman komponiert, der viel mehr als dieses eine (eingesperrte) Leben umspannt, der noch in grauen Zeiten Hoffnung erblühen läßt. Der Hausarrest ist zwar eine Einschränkung, er beflügelt aber auch die Phantasie und bewahrt das Leben in der eleganten Welt des Aristokraten – Alexander Rostov bleibt ein Gentleman. Der Autor schweift ab, so kosmopolitisch wie kultiviert, nur nicht historisch korrekt. Wer ein Bild der Zeit erwartet, wird dieses nur in Ausschnitten finden, in der Subjektivität der Hauptper-

son. Zwar hat Amor Towles historische Figuren und Momente verwoben, die Handlung jedoch ist erdacht. Das »Metropol« zum Beispiel gibt es tatsächlich. In dem vom Architekten William Walcot (1874 bis 1943) gebauten Hotel haben Marlene Dietrich, George Bernard Shaw und Sergei Prokofjew übernachtet, politische Versammlungen fanden statt; Lenin, Stalin und Mao Zedong traten als politische Aktivisten auf. Anders als im Roman war das »Metropol« jedoch nicht immer ein Hotel, sondern diente ab 1918 als Regierungssitz, wurde 1925 Casino und erst seit 1931 wieder in seiner ursprünglichen Funktion genutzt.

In Russland findet jedes Unterfangen, solange der Ort ruhmreich und der Tenor großartig ist, seine Anhänger. Im Laufe der Jahre, während die Austragungsorte immer malerischer und die Pistolen immer exakter wurden, waren Männer aus den besten Familien bereit, wegen immer geringerer Vergehen ihre Ehre zu verteidigen. Während Duelle ursprünglich eine Antwort auf große Verbrechen waren – Betrug, Verrat, Ehebruch –, wurden die Anlässe dafür um die Jahrhundertwende immer fadenscheiniger, bis der Winkel des Hutes auf dem Kopf, die Dauer eines Blickes, das Setzen eines Kommas ausreichte.

Den historischen Hintergrund nutzt Amor Towles als Folie, mit der er eine faszinierende, schillernde Welt erschafft, die mit

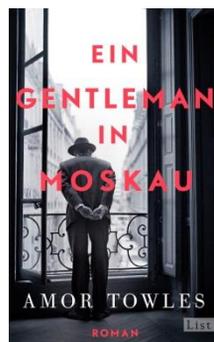
feiner Figurenzeichnung ganze Länder umfaßt. Und nicht zuletzt ist es ein Buch voller erzählerischem Witz. Selten, aber gezielt, kommentiert der Autor Situationen, fragt nach, klammert ein; er tritt als »ich« hervor oder schließt den Leser in »wir« bzw. »uns« mit ein. Immer wieder relativiert Towles Erzähltes mit Bildern oder Anekdoten – so schrumpft das Fenster der Kammer, die des Grafen künftiges Zuhause ist, innerhalb weniger Seiten von der Größe eines Schachbrettes auf Briefmarkenformat – oder er ergeht sich in der Betrachtung, wie unterschiedlich Schwester, Großmutter und Onkel die Frage »Was soll nur aus dir werden, Alexander?« stellten.

Anna zündete eine neue Zigarette an und gab sie dem Grafen. Er nahm einen Zug und sah den Rauch zur Decke aufsteigen, wo die Musen aus den Wolken herabblickten.

»Ich sage dir, was Bequemlichkeit ist«, hob er wieder an. »Bis mittags schlafen und dann das Frühstück ans Bett gebracht bekommen. Eine Verabredung in letzter Minute absagen können. Auf einem Fest eine Kutsche vor der Tür stehen haben, die einen im Nu zu einem anderen Fest bringt. Im jungen Alter die Ehe vermeiden und kinderlos bleiben. Das sind die größten Bequemlichkeiten, Anuschka – und in meiner Zeit habe ich sie alle gehabt. Aber am Schluss sind es die Unbequemlichkeiten, die am

meisten zählen.«

»Ein Gentleman in Moskau« lädt vor historischer Kulisse zum Schmökern und Genießen ein und gibt dabei für manche Gaumenfreude Anregung.



Amor Towles »Ein Gentleman in Moskau«, Roman, Deutsch von Susanne Höbel, List, 560 Seiten, gebunden, Schutzumschlag, Lesebändchen, 22,- €, auch als e-Book (14,99 €) sowie als

Hörbuch (gekürzt, gelesen von Hans J. Stockerl, 19,95 €)

Hexenjagd

Arthur Millers Drama am Staatsschauspiel Dresden

Fast alles ist neu in dieser Spielzeit. Mit dem Intendanten Joachim Klement kamen viele neue Schauspieler nach Dresden, andere gingen – entsprechend gibt es zahlreiche neue Produktionen, wie Arthur Millers »Hexenjagd«.

DAS STÜCK

Salem, eine kleine Siedlung, 1692. Mädchen haben heimlich im Wald getanzt. Das ist ihnen jedoch verboten – Verbote und Regeln wiegen schwer in der Gemeinde der Puritaner. Es geht nicht nur um ein Vergehen, es geht um Verstöße gegen Konventionen, religiöse Vorschriften und um nichts weniger als den Satan oder die Seele. Tanz kann auch mehr als nur Tanz sein, Teil eines okkulten Rituals zum

Beispiel.

Die Mädchen leugnen jedoch, getanzt zu haben. Aber weshalb bleiben Abigail und andere dann in ihrem Bett liegen, sind nicht ansprechbar und wie in Trance? Oder tun sie nur, als ob? Machen sich die Teenager über die Erwachsenen lustig? Doch lustig ist bald nichts mehr, denn das Städtchen gerät in Aufregung. Untersuchungen werden angestrengt, eine Gerichtsverhandlung beginnt, Glaubensbekenntnisse werden gefordert. Später tauchen sogar Voodoo-Puppen auf. Was so anfängt, führt unmittelbar zu Denunziation, Ausgrenzung, Verfolgung. Hinrichtung. Mord. Hexenprozesse.

DIE INSZENIERUNG



Ursula Hobmair (Abigail Williams), Ahmad Mesgarha (Thomas Putnam), Anna-Katharina Muck (Ann Putnam), David Kosel (Reverend Hale), Claudia Korneev (Betty Parris), Albrecht Goette (Giles Corey), Photo: Staatsschauspiel Dresden, © Sebastian Hoppe

Stephan Rottkamp hat mit »Hexenjagd« seine erste Regiearbeit am Dresdner Staatsschauspiel abgeliefert. Arthur Millers Stück baut auf einem realen Fall auf, der damals hinreichend protokolliert wurde. Für Miller gewann der Stoff 1953 (in der

McCarthy-Ära) neue Brisanz. Und heute? Gerade heute, scheint es, hat das Thema nichts von seiner Aktualität verloren. Wie das Staatsschauspiel zum Stück schreibt: »Eine Bewegung, die aus Angst und Hass gespeist ist und der Wirklichkeit mit alternativen Fakten gegenübertritt, gewinnt immer mehr Anhänger.«

Robert Schweer (Bühne) hat für »Hexenjagd« eine Reihe von Schauplätzen entworfen, die zwischen Baumstämmen, Holzstapeln, angedeuteten Hütten und mit intensiven Farben puritanisch wirken. Das Holz ist Lebensgrundlage und allgegenwärtig – im Blick wie in den Gedanken. Auf einem Baumstamm kann man ruhen wie auf einem Bett. Doch schwelt da auch etwas Negatives: sich dahinter verbergen, verstecken, jemanden belauschen, sich bereichern – zunehmend brechen Konflikte auf, immer mehr geht es um Standpunkte und Zugehörigkeit oder Parteinahme, immer weniger um den Inhalt. Und wer sich »rechtschaffen« glaubt oder für seine Familie einsteht, ist plötzlich allein, alleingelassen, von heute auf morgen. Daß hier etwas außer Kontrolle gerät, ahnt man früh.

Doch gerade durch die starken Bilder, Farben, Kontraste und die eingespielte Musik (zu endzeitlich anmutenden Schattenbildern erklingt Angelo Badalamenti), vor allem wegen der Absehbarkeit des Dramas erfährt die Inszenierung eine stark erzähle-

rische Prägung, als beträfe uns das nicht (mehr). Das wirkt etwas »angestaubt« und berührt kaum – ein Stück »von früher« eben. So absichtsbeladen, vor-eilig und undifferenziert Aktualisierungen oft sind (und hier sicher bemängelt würden) – man fragt sich, warum sie da, wo es so einmal naheliegend scheint, nicht angewandt werden.



David Kosel (Reverend Hale), Fanny Staffa (Elisabeth Proctor), Matthias Reichwald (John Proctor), Photo: Staatsschauspiel Dresden, © Sebastian Hoppe

DIE AUFFÜHRUNG

Beschaulich ist diese »Hexenjagd« dennoch nicht. Sie lebt vor allem von der typisierenden Gestaltung der Figuren: dem Reverend Hale, der sein puritanisches Mäntelchen manchmal etwas lockerer faßt und von David Kosel eine ironische Nuance bekommt. Die Ironie vergeht ihm am Ende, um einer Stimme der Vernunft Platz einzuräumen. Ursula Hobmair bleibt als Abigail ein undurchsichtiger und unalkulierbarer Teenager, dem mit dem Stellvertreter des Gouverneurs, Danforth (Torsten Ranft), das ausgemachte Böse entgegensetzen scheint – die geradlinige Kompromißlosigkeit de-

maskiert er als sture Uneinsichtigkeit – Vernunft und Moral bleiben nicht nur auf der Strecke sondern werden mißbraucht. Wer hat da nicht den einen oder anderen Zeitgenossen und dessen medienwirksame Auftritte im Kopf?



Torsten Ranft (Richter Danforth), Matthias Reichwald (John Proctor), Photo: Staatsschauspiel Dresden, © Sebastian Hoppe

Es sind vor allem die Gegenüberstellungen und Konflikte, die gelingen und teilweise eine Ambivalenz aufzeigen. Die Mädchen, die erst zusammenhalten, dann nicht mehr, aufeinander zeigen; böswilliger, berechnender und niederer Verrat; Welten von alt und neu bzw. traditionell und fortschrittlich prallen aufeinander. Viele der Personen haben einen Gegenspieler, wie Reverend Parris, der »pure« Puritaner – im Vergleich scheint der jüngere, gemäßigte Reverend Hale fortschrittlicher. Das »Spiel« des Findens und Verlierens von Gemeinschaften ist so alt wie neu. Es gilt, dazuzugehören, und wer sich nicht an die Regeln hält oder aufgrund der Hautfarbe Außenseiter ist (Sophia Hanking-Evans / Tituba), hat verloren. Sie entspricht damit aber auch einem Opfer-Stereotyp.

Im kleinen trägt die Inszenierung damit gut, in den Personen und Familien wie Ahmad Mesgarha und Fanny Staffa als Thomas und Elisabeth Putnam, oder Albrecht Goette, der mit kleinen Gesten und aufbrausend wie noch flüsternd Giles Corey nach und nach zu einem Außenseiter werden läßt – weil er sich nicht manipulieren und korrumpieren läßt. Bemerkenswert auch Regieassistentin Laura Locher, die in der besuchten Vorstellung am 18. Januar kurzfristig als Mary Warren eingesprungen war – über Deutschland tobte ein Sturm und hatte den Bahnverkehr lahmgelegt, so daß die vorgesehene Schauspielerin nicht anreisen konnte.

Ganz passabel, aber kein großer Wurf – von einem Arthur-Miller-Stück erwartet man dennoch mehr.

Vom Lauf des Lebens

Marianne Bruns
»Szenenwechsel«

Stille kann beruhigen, relativieren, heilen, zur Vernunft bringen. Sie entsteht zum Beispiel, wenn etwas nicht gesagt wird. Dr. Lisa Beth Gerold hat ihr Leben lang oft nicht viel gesagt, geschwiegen, weshalb man sie – Freunde, die Familie – »Stille« nennt, als sei das ihr Name, sogar sie selbst hat die Bezeichnung wie selbstverständlich angenommen.

So selbstverständlich, wie sie da ist, ihrem Mann assistiert (obwohl sie selber Ärztin, Doktorin

ist und operieren könnte), für den Haushalt sorgt, einspringt, dient. Stille ist da, wortlos, zuverlässig, sie »funktioniert«.

Aber sie kann nicht mehr, fühlt sich überlastet, nicht verstanden, glaubt nicht, daß andere, ihr Mann, sich überhaupt interessieren, was sie denkt und fühlt. Zumindest fragt er sie das nie, sondern weist ihr einen Platz zu. Daß er durchaus manches wahrnimmt und sich Fragen stellt, die er nicht laut äußert, wird Stille erst viel später klar.

Leseprobe

Er hat sich wohl schon lange abgewöhnt aufzuspüren, was hinter dem Schweigen seiner Frau stehen könnte. In diesem Augenblick aber ist es ihr vorgekommen, als vollzöge er doch nach, was ungesagt bleibt: Ich kann nicht zum Arbeiten, ich kann kaum zu mir selber kommen in diesem Leben, das mich besetzt hält wie der Polyp seine Beute. Ausgebeutet. Das Wort kommt ihr jetzt in den Sinn, da sie fort ist.

An ihrem 60. Geburtstag zieht sie – für alle überraschend – einen Schlußstrich, legt nicht nur die Arbeit nieder, sondern zieht zu Hause aus, nimmt sich eine Wohnung. Zwar sucht sie (mehr) Ruhe, will zu sich finden, ein untätiges Rentnerinnendasein ist es jedoch nicht, das sie sich vorstellt. Ein Buch schreiben, über ihre eigene Berufserfahrung zum Beispiel, für den Enkel oder für Freunde da sein, wie für Hanno, den jungen Krankenpfleger, ei-

nen begabten Maler. Noch ist das Malen für ihn ein Hobby...

Marianne Bruns umreißt zunächst den Personenkreis aller Beteiligten, es werden viele Familien in der Umgebung Stilles. Die Autorin erzählt nüchtern, sachlich, reflektiert: Stilles Blick auf die Welt. Er ist erfahren, am Beginn der Altersweisheit vielleicht, abgeklärt, illusionslos. Daß Stille auch empfindsam ist, spürt der Leser erst nach und nach, sie drängt auch dies nicht auf.

Die Umarmung in dieser Nacht ist so erregend und so tief beglückend, daß Tina sich fühlt wie aufgelöst und neu zusammenströmend in unendlichem Wohlsein.

Sie legt sich in den Arm ihres Mannes. Die Lust klingt ab, und der Schlaf steigt auf, und sie sitzt wieder neben der alten Frau im Park.

Marianne Bruns läßt Gefühle ihrer Akteurinnen und Akteure zu, wenn auch verdeckt, dezent. Ein wenig, als wollte sie die Privatsphäre derer, die auch immer als Teil der Gesellschaft wahrgenommen werden, schützen – es war eine Zeit, in der die Gesellschaft als wesentlich galt und sich das Individuum unterzuordnen hatte.

Da passiert ein Unglück, es gibt Schwerverletzte, einen Toten. Ein Busunfall reißt ein Loch mitten in die Familien, die eben noch »heil« waren, ihre Ziele verfolgt, an Zukunft dachten.

Mit feinem Gespür begleitet Marianne Bruns Unfallopfer, Unfallverursacher, Angehörige über Wochen und Monate der Gesundung, der Trauer, der Umstellung des Lebens. Das eine Unglück zieht ein nächstes nach sich, aber auch das Leben geht weiter, und so verändert sich manches, von dem man meinen könnte, das sollte es nicht, es sollte »stehenbleiben« – weiterleben heißt eben auch, nicht alles auf den Unglücksfall zu beziehen.

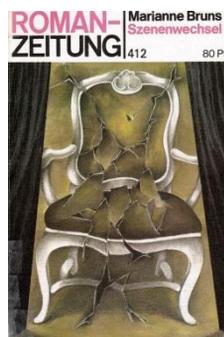
Stille versucht zu helfen. Hilft, erkennt aber nicht nur ihre Machtlosigkeit, sondern auch, daß mancher Hilfsgriff nicht angenommen wird oder daß ein Rat etwas ganz anderes auslösen kann, als beabsichtigt war. Schließlich ist es das Recht eines jeden, selbst über sein Leben zu entscheiden. So resümiert die Ärztin: »Helfen. Rat geben. Was bilden wir uns ein!«

Es ist durchaus kein bitteres Resümee. Es ist kein bitteres Buch, keines das belehren will, sondern eines, das beobachtet und erzählt.

So ein rundes, eigentlich gutes Gesicht. Er hätte sie etwas an ihren Sohn erinnert, ganz von ferne, wie er vor zehn Jahren ausgesehen hat. Nur so schöne, blaue Augen hätte ihr Horst nicht. Richtig abgehetzt sei er hereingestürzt, und gleich – alle sehen ihn böse an, niemand will mit ihm zu tun haben. Und es sei ja auch richtig so: Was der Mann für Leid über die Menschen

gebracht hat!

Marianne Bruns (1897 bis 1994) publizierte schon in den zwanziger Jahren. Nach Unterhaltungsromanen wandte sie sich in der DDR (Marianne Bruns lebte in Freital) aktuellen Gesellschaftsfragen und der Rolle der Frau zu. Und so mag der Leser an manchen Stellen ein vergangenes Zeitalter erkennen, doch haben wir uns seitdem wirklich verändert? »Szenenwechsel« zeigt nicht nur das Bild einer früheren Gesellschaft, es ist nach wie vor ein spannender Roman.



Marianne Bruns
»Szenenwechsel«, Roman, Roman-Zeitung 412 (1984), Verlag Volk und Welt, 155 Seiten, broschiert, die Erstausgabe erschien 1982 im Mitteldeutschen Verlag, im modernen Antiquariat

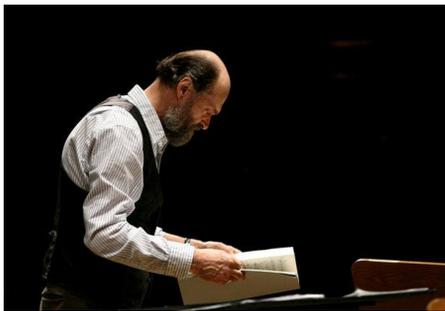
Einhellige Zustimmung für zeitgenössische Musik

Capell-Compositeur Arvo Pärt

Seit einigen Jahren ruft die Sächsische Staatskapelle – wie manche andere Orchester auch – eine Residenz für Komponisten aus und vergibt – an die eigene Historie angelehnt – den Titel eines »Capell-Compositeurs«. Viele interessante Tonsetzer waren bereits darunter, schon der erste, Bernhard Lang, sorgte unter anderem mit »Differenz / Wiederholung 5« für interessante Einblicke. Nach Sofia Gubaidulina in der letzten Spielzeit wur-

Arvo Pärt

de für 2017 / 2018 der Este Arvo Pärt benannt – zustimmendes und überraschtes Raunen gab es schon bei einer Vorabverkündigung im Rahmen eines Portraitkonzertes – Pärt ist nicht nur anerkannt, sondern wird ausgesprochen gern musiziert und gehört. Wichtig für ihn sind nicht zuletzt die Chorwerke, welche eine zentrale Stellung in seinem Œuvre innehaben und durch viele Chöre, auch Laienensemble, zahlreiche Verbreitung finden. Eigentlich schade, daß die Staatskapelle keines davon in ihren Residenzkalender aufgenommen hat!



Capell-Compositeur Arvo Pärt, Photo: ECM, © Luciano Rosetti

Zu erleben gab es Arvo Pärt bereits mehrfach mit instrumentalen Stücken (schon vor dieser Spielzeit). Den Auftakt bzw. einen Ausblick gab es zum letzten Aufführungsabend der vergangenen Spielzeit mit »Arbos« und »These Words«. Seit September nun standen Werke Arvo Pärts bereits in drei Konzerten auf den Notenpulten der Staatskapelle. Wie im September im Palais im Großen Garten anlässlich des Sonderkonzertes zum Gründungstag des Orchesters. In »Festina lente« für Harfe und

Streichorchester umkreisten sich die Themen der gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit in ruhigen Schleifen. Ein knappes, musikalisches Palindrom – davon hätte es noch mehr geben dürfen!

Noch mehr von Arvo Pärt gab es gleich im darauffolgenden Sinfoniekonzert. Dort standen sich zwei Kompositionen gegenüber, die aus Lebens- oder Schaffenskrise geboren waren: der suchend in die Ferne blickende Arvo Pärt traf auf den verzweifelt resümierenden Gustav Mahler (»Das Lied von der Erde«). Pärts »Tabula rasa«, ein Konzert für zwei Violinen, Streichorchester und präpariertes Klavier, offenbarte einen außerordentlichen Reiz. In zwei Sätzen schienen die Solisten Thomas Meining und Jörg Faßmann Fragen zu stellen und Antworten zu suchen – die Ruhe des Innehaltens ist für Arvo Pärts Kompositionen ebenso evident wie die Harmonie seiner Grundstrukturen, so den ihr innewohnenden, von Kirchenglocken abgeleiteten Dreiklängen (»Tintinnabuli«). Hier nun, mit der einer Residenz entsprechenden Ausdehnung, erzielte die Komposition eine außerordentliche Wirkung und einen Kontrast zu Gustav Mahler – ob nicht viele in diesem Moment dem Esten den Vorzug gegeben haben?

Doch dies ließ sich noch steigern: umfassend und vereinnahmend geriet ein ganzer Portraitabend mit Werken Arvo Pärts und dem Komponisten selbst.

Am 4. März fanden sich Musiker der Staatskapelle und Publikum für gut fünf (!) Stunden in der Schloßkapelle des Residenzschlosses Dresden zusammen, um in drei Abschnitten Werke des Capell-Compositeurs aufzuführen und ihnen zu lauschen, Arvo Pärt aber auch selbst zu erleben. Allerdings nicht als (Selbst)darsteller, sondern anwesenden und interessierten Menschen, der in den Pausen Autogramme gab und schließlich doch (er hatte gebeten, keine Rede halten zu müssen) das Wort ergriff, um sich für den Abend zu bedanken.



Die Musik Arvo Pärts ist von meditativer Kraft. Wenige Meter vom Konzertort entfernt findet man ein Werk mit ähnlicher Ausstrahlung: Ernst Ferdinand Oehmes »Prozession im Nebel« (1828), Photo: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister, © Jürgen Karpinski

»Collage«, »Cantus« und »Fratres« hatten die drei Teile geheißen, die unterschiedliche Schaffensperioden widerspiegelten. Hier zeigte sich (wieder einmal): Das Schaffen, die Musik Arvo Pärts ist höchst originär. Zwar kann man ihn der Minimal Music zuordnen, in seinen Werken

lesen Sie weiter auf Seite 12

Jean-Léon Gérôme

(1824 bis 1904)

Pygmalion und Galatea

(Ölfarbe auf Leinwand, 88,9 x 68,6 cm, ca. 1890)



Schenkung von Louis C. Raegner, 1927, © Metropolitan Museum of Arts, A. N. 27.200

(1870 bis 1925)

An das Schiff

Schönes Schiff du, das mich hierher trug, Joniens
Küste entlang: ich überlasse dich den schimmernden
Wellen, leichten Fußes springe ich auf den Strand.

Kehre zurück in das Land, wo die Jungfrau Ge-
spielin der Nymphen ist. Versäume nicht den un-
sichtbaren Führerinnen Dank zu sagen, bring ihnen
als Opfergabe diesen Zweig, den meine Hände
pflückten.

Als Fichte standest du einst in den Bergen: der
weiche Südwind wiegte deine stacheligen Zweige,
deine Eichkätzchen und deine Vögel.

Möge dich jetzt der Nordwind treiben und sanft
in den Hafen führen, du schwarzes Schiff, das die
Delphine geleiten; möge das Meer dir freundlich
sein!

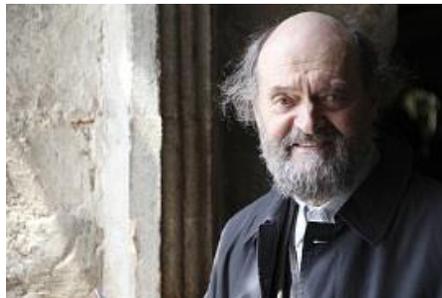
*gefunden in: Pierre Louÿs »Mytilenische Elegien«, nachgedichtet von Maria Luise Weissmann,
Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München, 1931*

Schwebungen, Permutationen oder Cluster finden, doch treten diese nicht als Merkmale einer Handschrift in den Vordergrund. Pärt unterwirft sich keinem Algorithmus, sondern spürt dem Klang nach, einer inneren Stimme, dem einzelnen Ton oder der Stille, in die sich ein Ton auflöst und aus der er wächst (Arvo Pärt im Programmheft: »Ich habe entdeckt, daß es genügt, wenn ein einziger Ton schön gespielt wird.«). Sein Komponieren besteht nicht im Minimalismus des Weglassens, sondern in der Reduktion auf einen Kern. Damit wird die Stille zu einem wesentlichen Merkmal der Musik, mit der Arvo Pärt Seelen zu berühren vermag.

Gerade wenn sie leise klingt oder nur aus wenigen Tönen besteht, entwickelt diese Musik ihre Suggestivkraft, die man auch spirituell empfinden kann. Manchmal war es daher fast zu schade, die einem Stück folgende Ruhe mit Applaus zu unterbrechen, etwa nach dem berührenden »Für Aline« oder dem »Mozart-Adagio«, einer bezaubernden Reminiszenz an den Freund und Violinisten Oleg Kagan – wo kann man schon erleben, daß Dissonanzen etwas Wunderbares sind?

Mit »Summa« (Bearbeitung für Posaunenquartett) und »Solfeggio« (für Streichquartett) kamen sogar zwei Chorwerke zur Aufführung, mit der Mottete »Es sang vor langen Jahren« (vorgelesen von Christina Bock) muß-

ten die Zuhörer auf den echten Gesang schließlich nicht ganz verzichten.



Capell-Compositeur Arvo Pärt, Photo: Universal Edition, © Eric Marinitsch

Arvo Pärt gibt es in den kommenden Wochen noch mehrfach zu erleben. Leider mußte Myung-Whun Chung seine Mitwirkung am 9. Sinfoniekonzert absagen, was eine Programmänderung zur Folge hatte. (Die Sinfonie »Los Angeles« entfällt. Wir hoffen aber, daß sie zu einem späteren Zeitpunkt vom ersten Gastdirigenten der Staatskapelle nachgeholt wird.) Ende Juni und Anfang Juli erklingen noch zweimal Werke des Capell-Compositeurs zum 11. Sinfoniekonzert (»Swansong«) sowie im letzten Aufführungsabend (»Trisagion«). Außerdem sind am 23. Juni der Lettische Rundfunkchor und die Sinfonietta Riga in der Dresdner Frauenkirche zu Gast und spielen verschiedene Werke des Esten.

weitere Informationen unter:
www.staatskapelle-dresden.de

Ausführliche Rezensionen der Konzerte mit Arvo Pärt sowie weitere Beiträge finden Sie auf unserer Internetseite

Reigen von Schimären

Audrey Niffenegger »Katzen und Gespenster«

Der Titel läßt eigentlich Geschichten eines bestimmten Genres erwarten – alte Gruselgeschichten – und mit Edgar Allan Poes »Die schwarze Katze« wird diese Erwartung zu Beginn gleich erfüllt. Die von der Herausgeberin und Illustratorin Audrey Niffenegger ausgewählten Texte führen aber über phantastisches hinaus und begeben sich auf das Gebiet deutbarer Erscheinungen, Wahrnehmungen und psychologischer Erfahrungen.

Poes Erzählung ist der wohl bekannteste Klassiker in diesem Buch und steht neueren und zeitgenössischen Texten gegenüber. Wer jedoch Poe (1809 bis 1849) kennt und schätzt, wird wohl auch Montague Rhodes James (1862 bis 1936) »Der Kupferstich« mögen. Schlicht erzählt, wie man eine Geschichte am Kamin oder im Freundeskreis vorträgt, offenbart sich das phantastische oder gruselige Element erst nach und nach.

Leseprobe

»978 – Künstler unbekannt. Interessanter Kupferstich. Ansicht eines Herrensitzes, Anfang dieses Jahrhunderts. 38 zu 25 cm; schwarzer Rahmen. 2 Pf. 2 Sch.«

Das war nicht sehr aufregend, und der Preis erschien hoch. Da aber Mr Britnell, der sowohl sein Geschäft als auch seinen Kunden

kannte, offensichtlich etwas von dem Bild hielt, bestellte es Mr Williams auf einer Postkarte zur Ansicht, zusammen mit einigen anderen Stichen und Skizzen aus demselben Katalog. Und ohne jedes erregende Gefühl irgendeiner Vorahnung kehrte er zu seiner täglichen Arbeit zurück.

aus: M. R. James »Der Kupferstich«

Viele der Texte (incl. eines Beitrages der Herausgeberin) sind neueren Datums. Und so wie Katzen nur ab und zu auftauchen, sind es auch keine überwiegend schaurigen Geschichten. Im Gegenteil enthalten sie auch manche komische Episode oder frivole Pointe. Oder aber es sind weniger die Gespenster und Geister, die erschauern lassen, sondern die Abgründe des menschlichen Geistes und die Gefahr, sich völlig darin zu verlieren, abzugleiten. Olivier Onions (1873 bis 1961) hat mit »Die lockende Schöne« eine Erzählung geschrieben, bei der sich schlicht nicht klar entscheiden lässt, ob hier ein Geist Besitz ergriffen hat oder ein Mensch psychisch abhängig gemacht wurde oder ob es sich einfach um eine außer Kontrolle geratene pubertäre Übersteigerung handelt.

»Lass mich nicht allein, Amalia! Lass mich nicht allein! Es wird dunkel, und ich habe Angst, und es ist hier furchtbar, furchtbar einsam!«

Amalia nickte. »Ich weiß, dass es

einsam ist. Deshalb schreibst du dich auch mit einem X. Du bist die unbekannte Größe, eindeutig.«

Xena war nun jedoch auf Händen und Knien zu ihr hinübergekrochen. Die mühsam greifenden Finger packten krampfhaft Amalias Rock.

»Du weißt es aber nicht!«, heulte sie. »Du kennst nur dieses erste kleine Stück! Ich habe es dir noch nicht erzählt. Ich habe es noch niemandem erzählt! Außer dir gab es niemanden, dem ich es hätte erzählen können, weil die anderen es nicht verstehen würden...« Und plötzlich brach sie mit vor das Gesicht geschlagenen Händen zusammen und stöhnte: »Ach, wie ich mir wünsche, sterben zu können!«

aus: Olivier Onions »Die lockende Schöne«

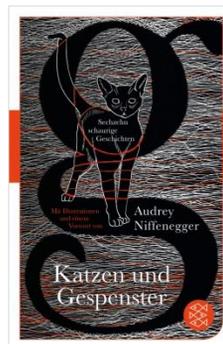
Die Realität des 20. und 21. Jahrhunderts prägt einen Teil der neueren Geschichten. Sie offenbaren ihren Schauer jedoch nicht wirklich, sondern legen vielmehr Interpretationsräume offen. Sind die (scheinbaren) Verkettungen von Personen und Schicksalen in Rebecca Curtis' (*1976) »Das rosa Haus« Zufall oder Beweis einer Geisterexistenz? P. G. Woodhouse' (1881 bis 1975) »Das Geißblatthäuschen« dagegen macht sich ganz offenkundig lustig über so manche Einteilung oder Begrenzung der Genre, aber auch über die Menschen, die ihnen gläubig folgen oder deren Klischee schlicht ableh-

nen. Dagegen wirft »August 2057: Sanfte Regen werden kommen« von Ray Bradbury (1920 bis 2012) die Frage auf, was eigentlich passiert ist in der modernen, wunderbar organisierten Siedlung, deren Häuser wie Traumidylle wirken – irgend etwas stimmt dort nicht!

Neun Uhr acht, sang die Uhr, wird saubergemacht.

Winzige Robotermäuse kamen aus ihren Wandhöhlen gehuscht. Überall in den Räumen wimmelte es von kleinen Reinigungstieren aus Gummi und Metall. Sie prallten dumpf gegen Stuhlbeine, wirbelten mit ihren haarigen Beinchen, klopfen den Teppich ab, saugten sanft den verborgenen Staub heraus. Wie geheimnisvolle Eindringlinge verschwanden sie wieder in ihren Nestern. Ihre roten elektrischen Augen erloschen. Das Haus war sauber.

aus: Ray Bradbury »August 2057: Sanfte Regen werden kommen«



Audrey Niffenegger (Herausgeberin) »Katzen und Gespenster. Sechzehn schaurige Geschichten«, Erzählungen, verschiedene Übersetzer, Fischer

Taschenbuch, 480 Seiten, broschiert, 14,- €

Georg Friedrich Händel

Keep calm and Handel it!

Händels »Rinaldo« am Chemnitzer Opernhaus

Mit Kobie van Rensburg und Gioachino Rossinis »La Cenerentola« hatte das Chemnitzer Opernhaus schon einmal für frischen Wind gesorgt (wir berichteten in Heft 15). Im vergangenen Jahr legten Haus und Regisseur mit Georg Friedrich Händels »Rinaldo« nach. Van Rensburgs Collagen aus Projektion, Dekoration und Aktion sind so verblüffend wie konsequent und degradieren viele der anderen Bühnenvideoprojektionen zu simplen Tricks.

DAS STÜCK

Jerusalem wird belagert, doch nicht der Krieg oder Religionskonflikt stehen im Zentrum der Handlung, sondern Liebe und Eifersucht: Die Zauberin Armida sucht Rinaldo, den besten Krieger der Kreuzritter, für sich zu gewinnen. Doch Rinaldo liebt Almirena, die Tochter des Anführers Goffredo – wenn Rinaldo die Kreuzritter zum Sieg führt, dürfen er und Almirena heiraten.

Doch dies geschieht zunächst einmal nicht. Denn Argante, Armidas Liebhaber und Gegner Goffredos, fügt sich keineswegs in sein Schicksal, sondern will Zauberin UND Schlacht für sich gewinnen. Viele Interessen – viele Widersprüche. So wird Almirena erst einmal entführt und in Armidas Unterwasserschloß gefangengehalten. Mehrfach täuschen sich die Zauberer und

Zauberinnen, werden Krieger genarrt und müssen Prüfungen bestehen, bis letztlich doch...

DIE INSZENIERUNG



Jud Perry (Eustazio), Yuriy Mynenko (Rinaldo), Anna Harvey (Goffredo), Photo: Oper Chemnitz, © Dieter Wuschanski

Schon beim letzten Gastspiel hatte Koby van Rensburg in Chemnitz Videoprojektionen und reale Ausstattung miteinander kombiniert, nun ging er noch einen Schritt weiter: die zweigeteilte Bühne zeigt unten eine »blue box«, in der die Sänger und Statisten (letztere in blauen Überzügen) agieren. Wie beim Wetterbericht nimmt die Kamera nur die Sänger auf und alles, was bunt ist, also nicht den einen Blauton hat wie Bediener und Hilfsmittel. Im oberen Bühnenteil wird der eigentliche Hintergrund als Panorama gezeigt und die Aktion eingespielt. Und das so clever, daß alles beweglich scheint, als sei es ein Film. Nicht nur die Sänger, die sogar ein Kamel (!) füttern und sich in der projizierten Szene bewegen. Das liegt nicht allein daran, daß auch die dekorativen Projektionen animiert sind, sondern daß es verschiedene Ebenen gibt. Die Akteure sind deshalb weder

statisch noch dynamisch vor einem Hintergrund zu sehen, sondern werden selbst überblendet, wenn sie zum Beispiel hinter einem Gegenstand stehen. Am genialsten ist die Fahrt oder Jagd Argantes auf einem fliegenden Teppich über Jerusalem incl. Augenkontakt mit einem Adler, den sie gerade »überholen«...



Andreas Beinhauer (Argante), Photo: Oper Chemnitz, © Dieter Wuschanski

An Humor hat es der Regisseur dabei nicht fehlen lassen und wiederum der Textübersetzung manch komische Wendung einverleibt. Und auch das ist ein Vorteil der Kameraarbeit: das mimische Spiel läßt sich viel besser betonen und in Szene setzen – Armida (Ina Yoshikawa) zürnte und tobte allein mit Augenbrauen mächtig, Goffredo (Anne Harvey) läßt die Augen des Kriegers und Vaters funkeln.

Und trotz alledem ist da kein Klammuk entstanden, keine Komödie, sondern eine Händeloper mit Witz und Esprit umgesetzt worden – der Komponist hätte sicher seine Freude daran gehabt, an der Inszenierung wie an den Akteuren.

DIE AUFFÜHRUNG

Für die händelgerechte Umset-

zung hat sich das Chemnitzer Opernhaus die entsprechenden Stimmen geholt. Anna Harvey (Mezzosopran) agierte nicht nur im Minenspiel emphatisch und gab einen Anführer, der ebenso über Vernunft wie Impetus verfügt. Für Rinaldo (Yurij Mynenko) und Eustazio (Jud Perry) hatte man zwei hervorragende Countertenöre gewonnen, die hier nicht als »Exoten«, sondern rollen- und stimmgerecht und -gewaltig beeindruckten. Und mit Katharina Boschmann (Sopran / Almirena) vom Haus sowie Tiina Penttinen (bis 2017 Ensemblemitglied / Mezzosopran / Der weiße Magier) sorgten weiterhin vornehmlich die weiblichen bzw. hohen Stimmen für Furor auf der Bühne, einzig Bariton Andreas Beinbauer hielt als Argante kräftig und mit stimmlicher Wohlgestalt dagegen.



»Lascia ch'io pianga«: Franziska Krötenheerdt (Almirena), Guibee Yang (Armida, großes Bild oben), und Yuriy Mynenko (Rinaldo), Photo: Oper Chemnitz, © Dieter Wuschanski

Auf der Bühne also gab es jede Menge zu hören und zu sehen (incl. weißem Hai, Vögeln und jeder Menge Elementen: vom Wetter mit viel Wind bis zu

Wasser und Rauch). Das hatte sich offenbar herumgesprochen, denn die Vorstellung war nicht nur ausverkauft, es gab auch einen erfreulich hohen Anteil junger und ganz junger Besucher.

Nicht unwesentlichen Anteil daran bzw. am Geschehen hat natürlich das Orchester. Die Robert-Schumann-Philharmonie kann mit sinfonischer Qualität prunken und dabei immer wieder in verschiedenste (Opern-)rollen schlüpfen. Felix Bender, der hier (im Konzert wie in der Oper) in den letzten Jahren hervorragende Arbeit geleistet hat, fand mit den Musikern zu jenem spritzigen, erfrischenden Ton, auf den solcher »Bühnenzauber« nicht verzichten kann. Ob in den Einsätze, accopagnierend mit den Sängern oder in der frischen, lebhaften Gestaltung – hier blieben hier keine Wünsche offen (ein Sturm kann auch musikalisch »fegen«), nur einer: daß das Stück in kommenden Spielzeiten wieder aufgenommen wird.

»Rinaldo« am Opernhaus Chemnitz gibt es zum vorläufig letzten Mal am 9. Mai. weitere Informationen (auch Videos) unter: www.theater-chemnitz.de/

Leider ohne Zauber

Sten Nadolny »Das Glück des Zauberers«

Sten Nadolnys neuer Roman ist ein Buch, das in seinem Titel und mit dem Einband neugierig macht. Doch leider löst der Autor von »Die Entdeckung der Langsamkeit« – um dies gleich

vorwegzunehmen – den Wunsch nach Glück und Zauber nicht ein. Im Gegenteil: es sind die etwas behäbigen Gedanken eines sehr betagten Großvaters an die noch sehr junge Enkelin, in Briefen festgehalten, welche sie erst in vielen Jahren lesen soll. Mal sind diese Gedanken belehrend, dann wieder naiv technikgläubig. Charme oder Witz vermißt man dabei ebenso wie zauberisches, Liebe oder gar Spannung.

Mit 106 Jahren sieht der Zauberer Pahroc seine Enkelin Mathilda heranwachsen, doch er weiß, daß er selbst dann, wenn ihm noch ein paar Jahre gegeben sein sollten, sie nicht mehr als erwachsenen Menschen erleben wird. So beginnt er, ihr zwölf lange Briefe zu schreiben, über sich, über das Leben und über das Zaubern. Auch wenn es dem Altersunterschied und der Verwandtschaft entspricht, wirkt der meist altväterliche Ton für die Lektüre nicht gerade belebend. Im Gegenteil kommt sogar Langeweile auf und man muß sich über manche Seite hinwegarbeiten oder sie überfliegen. Belohnt wird man für das Durchhalten leider kaum, denn interessantes erfährt man (bzw. Mathilda) tatsächlich wenig. Vor allem wird die Enkelin, wenn sie denn die Briefe 2031 erhalten wird und liest, wenig übers Zaubern erfahren.

Leseprobe

*Noch etwas zum langen Arm:
Er ist ja von Nichtzauberern*

lesen Sie weiter auf Seite 18

Henry Hugh Armstead

(1828 bis 1905)

Hero und Leander

(Marmorrelief, 125,7 x 182,9 cm)



Photo: Tate Gallery, © Tate, N02054

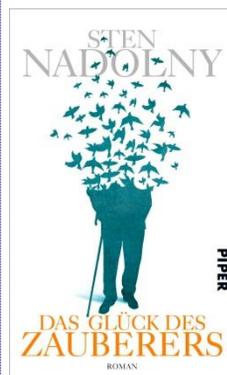
kaum zu sehen, aber für Leute mit schnellen Augen doch. Umso wichtiger ist es, auf den richtigen, unbemerkten Moment zu warten. Nun hat der Arm, bloß weil er dann lang ist, keineswegs stärkere Muskeln. Er ist dünn, leicht und schnell, aber, sobald Du mit ihm schwerere Lasten bewegen willst oder wenn das Objekt einfach zu weit weg ist, von penetranter Langsamkeit. Ich habe mit dreizehn versucht, vom Balkon her die Gaslaterne auf dem Bürgersteig zu löschen, aber zehn Meter waren zu viel.

Zwar nennt der Großvater Mathilda eine ganze Reihe von Schönheits-, Geld-, Flug- und anderen -zaubern, doch bleibt er eine schlüssige Erklärung oder einen helfenden Rat meist schuldig, verweist auf andere Zauberer, die es ihr zur rechten Zeit erklären würden oder darauf, daß die betreffenden Fähigkeiten später von allein kämen und sich vorher ankündigten – vieles liest sich ein wenig wie eine behördliche Anweisung zur Vernichtung von überlagerten Akten... (Da hat Amor Towles in »Ein Gentleman in Moskau« (Seite 4) den »Un-sichtbarkeitszauber« viel treffender beschrieben, auch wenn er in diesem Fall einen anderen meint.) Manche Erklärung wiederum kommt über eine Behauptung nicht hinaus und scheint ungewollt kurios.

Hier gleich noch ein paar Grundregeln für das Gehen durch Wände, liebe Mathilda: Das Mauer-

werk wird im Nu weich wie ein Keks, den man in Kaffee getaucht hat, das heißt, auch etwas klebrig. Du bist, wenn Du auf der anderen Seite herauskommst, mit kleinen Andenken behaftet, roten Bröckchen von aufgeweichten Ziegeln oder weißem Staub von Mörtel oder Gips. Eine durchschnittliche Mauer schließt sich hinter Dir wieder, und zwar blitzschnell und mit der alten Härte. Wenn auf Dich geschossen wird und Du bist schon durch, bleibt die Kugel genau so stecken, wie es für Kugeln in Mauern üblich ist.

Über einen großen Teil des Romans arbeitet Stan Nadolny (bzw. Pahroc) im Rückblick die Nazizeit auf, verheddert sich in zu spät kommender Polemik, wenn er von »Armhochreißern« und ähnlichen spricht, und bleibt letztlich in seiner nachgereichten Kritik harmlos. Und manches mißglückt durch Bemerkungen wie »Verkaufe Ideen, schreibe ein Buch, einen Bestseller wie Karl May oder Karl Marx.« Billige Kalauer als Lebensanleitung für die Enkelin? Nur selten durchbricht ein Bild, eine Szene diese Eintönigkeit. Auf Seite 153 immerhin kommt es erstmals zu einem beinahe zauberischen Moment, wenn die Widersacher Pahroc und Schneidebein einen magischen Kampf ausfechten – für einen Moment... Alles in allem enttäuscht »Das Glück des Zauberers« jedoch jede Erwartung oder Neugier.



Stan Nadolny
»Das Glück des Zauberers«,
Roman, Piper, 320
Seiten, gebunden,
Schutzenschlag,
Leesebändchen,
22,- €, auch als e-
Book (19,99 €)

Pianomania

Nicht nur auf Flügeln

Die Neuen (musikalischen) Blätter richten ihr Ohrenmerk ja immer gerne auf die (besonderen) Pianisten. Der Dresdner Kulturpalast erlebte innerhalb weniger Tage den Besuch von gleich zwei außerordentlichen Damen-Duos. Wenige Tage nach Katja und Marielle Labèque, die derzeit eine Residenz bei der Dresdner Philharmonie haben, waren Martha Argerich und ihre Klavierpartnerin Lylia Zilberstein im Rahmen der »Palastkonzerte« zu Gast. Die kanadischen Schwestern hatten Igor Strawinskys »Le sacre du printemps«, Claude Debussys »Six Épigraphe antiques« sowie »Four Movements for two Pianos« von Philipp Glass auf ihren Notenpulten. Strawinskys »Sacre« schien in der Klavierfassung etwas gemäßigter, jedoch keineswegs weniger intensiv. Klangbilder von düsterem Schreien über Mondscheinepisoden bis zu luziden, dann explosiven Farbschatten taten sich auf – Strawinsky kann hell schimmern, enthält aber bereits schon jene perkussiven Elemente, die später

Philipp Glass' Komponieren nachdrücklich prägten. Im Juni werden die beiden Pianistinnen für den Abschluß ihrer Residenz nach Dresden zurückkehren. Dann gibt es unter anderem eine deutsche Erstaufführung: Bryce Dessners Konzert für zwei Klaviere und Orchester.

Wie ein Grand Piano erschienen Martha Argerich und Lylia Zilberstein wenige Tage nach den Labèques und wandten sich ganz klassischen, beinahe möchte man sagen »tugendhaften« Werken zu: Robert Schumanns sechs Stücke in kanonischer Form Opus 56 fristeten lange Zeit ihr Dasein am Rande des Repertoires. Denn das Instrument – ein Pedalflügel – war nicht nur aus der Mode gekommen, er hatte sich schlicht gar nicht erst durchgesetzt. Nun erklang die Bearbeitung für zwei Klaviere von Claude Debussy – fabelhaft! Martha Argerich und Lylia Zilberstein ließen den Klang der beiden Instrumente zu einem zusammenfließen – man konnte kaum unterscheiden, daß es zwei Flügel waren. Beglückend war es zu erleben, wie beide Pianistinnen an Stimmungen und Charakteren woben. Die dritte der »Studien« färbte Zilberstein schwermütig, bevor es von der anderen Seite (Argerich) behend und fröhlich klang. In der fünften gewann in der Bearbeitung die kontrapunktische Vielschichtigkeit, und nicht nur hier zeigte sich die ungeheure Präzision des Piano-Duos. Was aber besonders begeistert war, daß dieses Ver-

mögen nie vordergründig wurde, sondern immer dem Ausdruck diene. Und der konnte ebenso mitreißen, wie er pointiert erfrischte.

Franz Liszts »*Concerto pathétique*« vermittelte ein ganz anderes Bild. Rhapsodisch und sinfonisch zugleich, vermeinte man mit Goethe durch Arkadien zu wandern. Einen besonderen Reiz hatte das Spiel, wenn die eine Pianistin einmal schwiag und die andere auf das eben verklangene zu reflektieren schien. Noch so ein Argerich-Zilberstein-Zauber: wo andere Klavierduos »donnern«, verlieren diese beiden Damen niemals ihre Zartheit. Lylia Zilberstein ließ Wasser im Mondschein wogen, Martha Argerich spinn Gedanken aus.

Rudolf Buchbinder: eine Rückkehr

Die Bindung der Sächsischen Staatskapelle zum österreichischen Pianisten Rudolf Buchbinder ist seit dessen Residenz 2010 / 2011 eine besonders intensive, die damalige Aufführung und Aufnahme sämtlicher Beethoven-Sonaten legendär. Bereits mehrfach kam der Pianist seitdem zurück an die Elbe. Dieses Mal gab es Buchbinder gleich doppelt: in einem Sonderkonzert mit dem ersten und fünften Klavierkonzert Ludwig van Beethovens sowie – kurz darauf – als »Einspringer« für den erkrankten Radu Lupu. Zwar fiel der erste Abend (der gleichzeitig Auftakt war für eine Gastspielreise durch Deutschland)

mit nur zwei Konzertwerken, also ohne Ouvertüre oder Sinfonie, etwas kurz aus, beglückte aber mit einer Vertiefung, wie sie nur selten zu erleben ist. Frappierend war, wie tief Rudolf Buchbinder in die Werke vordrang, wie eng er sich mit dem Orchester verband. Beethovens Klavierkonzerte sind in bewegten Zeiten entstanden, enthalten manchen triumphalen Ton. Rudolf Buchbinder mag es offenbar, diese hervorblitzen zu lassen, jedoch verlor das Orchester niemals seine Noblesse dabei. Es war nicht nur in Gesten sichtbar, sondern ebenso deutlich hörbar: mit kleinen Rückungen, Betonungen, Rubati wurden Akzente gesetzt, wuchsen gleichsam aus den Werken heraus. Auf engstem Raum verstanden es Rudolf Buchbinder und die Kapelle, Entwicklungen zu vollziehen, Überleitungen zu schaffen, die Konzerte aus dem Ganzen entstehen zu lassen.

Nur wenig später war der Pianist schon wieder zurück. Kurzfristig hatte er im fünften Sinfoniekonzert den Klavierpart in Wolfgang Amadeus Mozarts C-Dur-Konzert (KV 467) übernommen. Das dürfte gleichwohl eine Umgewöhnung gewesen sein, denn anders als sonst, wenn Buchbinder selbst leitet, mußte er sich hier mit dem Dirigenten Andrés Orozco-Estrada einigen. Menschlich wie musikalisch scheinen beide recht verschieden – ob sie sich in der Interpretation wirklich einig waren, darf man bezweifeln.

Tastenwelten

Fernab der großen Konzerthäuser, Veranstalter und Orchester, der Starpianisten und Spitzenpianistinnen gibt es auch und gerade im »kleinen Kreis« manche feine Entdeckung zu machen. Sei es, es handelt sich um den pianistischen Nachwuchs oder einen kleineren Veranstalter. In der Hauskapelle des Dresdner Hotels »Taschenbergpalais« gibt es seit dem vergangenen Jahr die Reihe »Tastenwelten«. Die ersten (und nächsten) Konzerte drehen sich vor allem um das Schaffen Johann Sebastian Bachs, so waren die »Kunst der Fuge« BWV 1080 sowie – am 333. Geburtstag des Komponisten – die »Goldberg-Variationen« BWV 988 bereits zu erleben, im Juli stehen Konzerte für zwei Cembali von Johann Sebastian und Wilhelm Friedemann Bach auf dem Programm.

Dann wird auch das Pianoforte Fest in Meißen bereits wieder einladen – die Neuen (musikalischen) Blätter werden von beiden Konzertreihen berichten.

*weitere Informationen unter:
www.bachindresden.de/events/ und
www.pianoforte-fest-meissen.de/*

Streichtrios mit viel Nachhall

Doch nicht immer sind es die Pianisten, welche die Tasten drücken, manchmal übernehmen die Streicher deren Rolle: So war im März das Trio Zimmermann, bestehend aus Frank Peter Zimmermann (Violine), Antoine Tamestit (Viola) und

Christian Poltéra (Violoncello) mit einer eigenen Bearbeitung der »Goldberg-Variationen« zu Gast bei den »Meisterwerken« in der Dresdner Musikhochschule und verblüffte mit Klangfülle und Tiefgang. Die Bearbeitung erhielt die Stimmverteilung des Originals mit ausgeprägten Duoabschnitten bis hin zu ganzen Variationen (wie Nr. VII ohne Viola). Frank Peter Zimmermann hatte dem kleinen Übergewicht seiner Singstimme das Silber des Cembalos bewahrt, demgegenüber behielt der Violaton Antoine Tamestit einen grundsätzlich honiggoldenen Klang (schon bei Schönberg), der sich mal in Zimmermanns Gesang mischte, dann wieder eine eigene, mittlere Stimme hinzufügte. Nicht weniger individuell und prägend Christian Poltéra: oftmals stützte der Baß mit körperreicher Melodienfülle, dann reihte er sich in die Oberstimmen ein. Trotz ungleicher Stimmenanteile blieb das Trio stets harmonisch balanciert und fand in der Wiederholung der »Aria« ein nachdrückliches Schlußwort.

CD-Tip: Alexander Melnikov

Er gilt als Experte, wenn es um historische Flügel geht, ohne dabei die (historische) »Informiertheit« zu stark zu betonen. Und er ist ein langjähriger Kammermusikpartner von Isabell Faust und Jean-Guihen Queyras. Wichtig ist ihm stets die Suche nach der Möglichkeit eines Klangs: Alexander Melnikov.

Die dezidierte Auseinandersetzung mit verschiedenen alten Instrumenten versetzt Melnikov in die Lage, auf individuelle Gegebenheiten einzugehen, sich anzupassen. Das gilt für Konzerte und nicht weniger für Aufnahmen, wie die jüngste: Vier Stücke, vier Klaviere starten mit Franz Schuberts »Wanderer-Phantasie« D 760. Das Besondere dabei: jedes der Stücke auf der CD erklingt auf einem besonderen Flügel(modell) aus der Zeit des Komponisten. Das bedeutet bei Schubert, einen Flügel von Alois Graff, zwischen 1828 und 1835 gebaut, zu verwenden. Die »Wanderer-Phantasie« klingt hier noch ein wenig stürmischer, eruptiver als sonst. Perlend ist der Klang in den hohen Lagen, bekommt immer wieder einen »Glöckchenschimmer«. Dagegen klingen dunklere Passagen geheimnisvoller, verhangener.

Wärmer, weicher, romantischer, aber mit nicht weniger »Perlen« verwöhnt der Érard-Flügel von 1837 die Ohren, den Melnikov für Frédéric Chopins Étuden Opus 10 ausgewählt hat. Während Schuberts Phantasie vor allem der Impuls des Liedes und ein virtuoser, teilweise schroffer (Schicksals-)Impetus innewohnt, führt Chopin in den Salon, wo er ebenso virtuos begeistert wie schmeichelnd bezaubert. Alexander Melnikov offenbart ein Wechselbad der Gefühle, läßt auf die leichteste Liebeserklärung (dritte Étude, E-Dur) eine furios aufbrausende (cis-Moll) und eine überschäumende Étude

(Ges-Dur) folgen.

Gerade bei Schubert und Chopin verblüfft die dynamische Bandbreite, welche die Instrumente immer noch offerieren – handelt es sich doch schließlich um restaurierte Originale und keine Kopien! Es ist die Authentizität der Möglichkeit, die so gefangenimmt, denn Melnikov spielt nicht mit dem belehrend erhobenen Zeigefinger, daß es so gewesen sei, sondern vermittelt die Atmosphäre eines Salons oder Konzertzimmers und wie es dort geklungen haben könnte.

Diesem Ansinnen stehen auch Franz Liszts *Réminiscences de Don Juan*, gespielt auf einem Bösendorfer-Flügel von 1875, oder Igor Strawinskys »Trois mouvements de Pétrouchka« (Steinway, Modell D) nicht nach.



Alexander Melnikov »Four Pianos – four Pieces«, Werke von Schubert, Chopin, Liszt und Stravinsky, Harmonia Mundi

Im nächsten Heft: Klavierabende bzw. -aufnahmen von und mit Mitsuko Uchida, Alfred Brendel und mehr.

Die ausführlichen Konzertrezensionen finden Sie auf unserer Internetseite.

Nicht nur für Spinner

Skurriles, schräges, Nonsens

Manche Situation ist so verworren, daß sie sich kaum noch auflösen läßt – der Sturz in einen Abgrund oder in ein alle Energie und Materie verschlingendes Schwarzes Loch scheint einfacher und regelgerechter als jeder Erklärungsversuch. Oder? Oder eine Szene birst schlicht mit dem Erwachen des von einem abstrusen Traum heimgesuchten Schläfers...

Der Eichenspinner (ein Schmetterling und nicht zu verwechseln mit dem aus einer anderen Familie stammenden Eichenprozessionsspinner, einem Schädling) hat für den kleinen Chemnitzer Eichenspinner Verlag eine tiefere Bedeutung, ist nicht nur Namensgeber, sondern zierte auch den Einband des jüngsten Buches – übrigens kann der Leser hier zwischen acht Farben des Aufdruckes wählen.

Leseprobe

Durch das zimtfarbene Licht, das je ein Pesthauch in Fäulnis verwandelte, durch die trübste Kammer, in der je ein Ventilator sein Wehen gebar, glaubte man Gestalten schweben zu sehen, während draußen – weit oberhalb der Philharmonie – die Himmel fetzten und die Donner sich abrollten wie mit Wackersteinen gefüllte Wölfe. Und siehe! Während noch die Fäulnis – als Schwade, als Dampf – vom Winde verwehte, da begab es sich, dass die Gestalten, die man

durch die Kammer hat schweben sehen, mit einem Mal klar und deutlich hervortraten. Und siehe, da ist Malina Przybilla, die Intendantin der Philharmonie – dort Jack Washington, der Saxofonist.

aus: Kevin Sommer »Jack Washington«

Im Buch versammeln sich fünfzehn Geschichten von dreizehn Autoren, fast alle nach 1959 geboren, die meisten in den achtziger Jahren. Es sind fertige Texte, Entwürfe und frühere Fassungen, wie Sebastian Guhrs »Chaos Traum«, der mittlerweile zu einem eigenen Buch gewachsen ist (»Die Verbesserung unserer Träume«, Luftschacht Verlag). Allen gemein ist etwas surreales, von Übermüdung oder Rausch gekennzeichnetes, phantasiertes oder – ersponnenes. Von Geschichtenspinnern für Spinner erdacht und aufgeschrieben.

Plötzlich zog ein Fisch an der Angelrute, die Herr Baumgart in den Händen hielt. Da wurde es ihm aber zu bunt, schon der dritte Fisch heute, ärgerte er sich, wie soll man sich denn dabei entspannen? Herr Baumgart löste den Fisch von der Angel und warf die Rute, nur mit Bleigewichten bestückt, aber ohne Köder und Haken, erneut aus. Immerhin war er zur Erholung herausgefahren, und nicht, um den Teich leerzufischen.

lesen Sie weiter auf Seite 24

Gustave Moreau

(1826 bis 1898)

Ödipus und Sphinx

(Ölfarbe auf Leinwand, 206,4 x 104,8 cm, 1864)



zur Verfügung gestellt von William H. Herriman, 1920, © Metropolitan Museum of Arts, A. N. 21.134.1

Asklepiades

(um 300 v. C.)

Süß ist in Sommersglut ein Trank von Schnee,
den ausgedörrten Gaumen zu erquicken,
süß ist's dem Schiffer, nach Sturmes Weh
das Blühn der Heimatküste zu erblicken.

Doch süßer noch als alles dieses scheint
es mir zu sein, wenn zu vertrautem Bunde
zwei Liebende die Decke heimlich eint
und Kypris' Lob erklingt in beider Munde

nachgedichtet von August Oehler

gefunden in: »Liebesdichtung der Griechen und Römer« Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung zu Leipzig, 1963

aus: »Im Urlaub mit Herrn Baumgart« von Steve Kufšin

Zwei der Texte sind deutlich älter als die übrigen: Die Lebensdaten von Christian Morgenstern (1871 bis 1914) und Herrmann Harry Schmitz (1880 bis 1913) sind den anderen fern, einander dafür um so näher. Und Herrmann Harry Schmitz zeigt in »Vereinfachung im Eisenbahn-Verkehr«, daß eine Fahrt von Berlin nach Cottbus vor über einhundert Jahren schon durch einen Tarifdschun- gel führte – er ist also weder eine Erfindung der Deutschen Bahn noch das Kind unserer Tage!

Wer sich verleiten läßt oder zum Spinnertum bekennt, kann hier allerlei erleben: Siedlungen, die von sozialen Netzwerken ausgelöst werden und den ruhesuchenden Urlauber bedrängen, lachende oder schmolle- nde Häuser, eine Versammlung der verschiedensten Phobiker, einen Flüchtling und Jazzsaxophoni- sten, der die geregelte Welt eines Musikwettbewerbes ins Wanken bringt... Man kann aber auch trefflich reflektieren über das Ich, das Sein, über zu glatte Schnürsenkel und ob man es »mit dem Kopf« habe. Doch Vor- sicht – fallen Sie in keine Sub- raumspalte!

»Nanu, wer bist denn du?«, fragte sie den/die/das Alien, welche/r/s sich gerade beherzt in ihrer Schulter festknusperte, weil er/sie/es sich einredete, zu faul zu sein, um selbst zu laufen. »Guten Tach«, erwiderte

diese/r/s undeutlich mit vollem, hexagonalem Mund, »Ich heiße Bockdung«, fuhr er/sie/es fort und verschwand damit für immer in einem semantischen Syntaxstrudel.

aus: Martin Brunner »Vorsicht Subraumspalte«

In seiner Versponnenheit ist das Buch konsequent bis zur letzten Seite. Noch die Vitae der Auto- rinnen und Autoren machen vor einer ironischen (Selbst)bespie- gelung nicht halt. Das schließt den Herausgeber Lasiocampa Quercus mit ein, der in Punk ge- boren sein will. In »Punk«? (Su- chen Sie es einmal auf der Land- karte.) Oder, wie es auf der Inter- netseite des Verlages steht: »Lasiocampa Quercus ist ein Liebhaber skurriler Literatur. Lasiocampa Quercus ist ein Freund von Kurzbiographien. Lasiocampa Quercus ist ein Spinner.« Na dann...



Lasiocampa Quercus (Heraus- geber) »Was für Spinner. Bizarre Kurzgeschichten«, Eichenspin- ner Verlag, 132 Sei- ten, broschiert, gestaltet von Lőrincz Gergely, bedruckter Ein- band (in acht Farben erhält-

lich), mit Prägung, 11,11 €

Phantastische Anekdoten, eska- pistische Ankerpunkte, experi- mentelle Texte, die den Leser nicht nur auf Extensumsterras- sen führen, sondern auch den Pterodactylus auferstehen lassen

– nicht für jeden, aber für Spin- ner und Neugierige auf jeden Fall.

»Und die Liebe höret nimmer auf«

Ödön von Horváths wiedergefundenes Drama am Schauspielhaus Salzburg

Die Geschichte dieses Stückes ist ebenso dem Zeitgeist, den Ver- wirrungen und der Rasanz der zwanziger Jahre des vergange- nen Jahrhunderts unterworfen wie das Stück selbst: Einer der (später) berühmtesten Dramati- ker überläßt 1924 sein Werk »Niemand« dem Berliner Verlag »Die Schmiede«. Im Wirbel der Zeit geht der Verlag Konkurs, wird gerettet, ist wenige Jahre später dennoch Geschichte – Horváths Tragödie wird darüber in irgendeiner Schublade verges- sen. Erst etwa siebzig Jahre spä- ter (!) gerät sie an die Öffentlich- keit – was (buchstäblich) nie- mand bemerkt, bis auf eine ein- zelne Privatperson, die das Typo- skript für den moderaten Preis von 8000 Euro ersteigert – und es für sich behält. Noch weitere zwanzig Jahre sollten vergehen, bis der Text erneut auf einer Auktion zu haben ist – immer noch für einen moderaten Preis übrigens (11000 Euro). Doch der ist zunächst dennoch ein Pro- blem, aber schließlich bringen die Freunde der Wienbibliothek die Summe auf, »Niemand« kann 2016 endlich dem gemeinsam mit der Österreichischen Natio- nalbibliothek verwalteten Be-

stand des Nachlasses Ödön von Horváths hinzugefügt werden. Im Rahmen einer kritischen Werkausgabe kann das Stück nun erscheinen und aufgeführt werden. Das Schauspielhaus Salzburg ist nach dem Theater in der Josefstadt (2016, Uraufführung), dem Landestheater Linz (2016) und dem Deutschen Theater Berlin (Kammerspiele, 2017) erst das vierte weltweit, welches die Tragödie auf die Bühne gebracht hat. Die Neuen (musikalischen) Blätter besuchten die vierte Vorstellung am 22. März (die Premiere hatte eine Woche zuvor stattgefunden).

DAS STÜCK

In einem Mietshaus sind die Rollen fest vergeben: der verkrüppelte Besitzer und Wucherer Fürchtegott Lehmann sitzt hier wie die Spinne in ihrem Netz, zieht die Fäden – kann das Haus aber wegen seiner Behinderung nicht verlassen und ist selbst für das Treppensteigen auf Hilfe angewiesen. Frauen verschiedenen Alters scheinen ein gleiches Schicksal zu haben: Bediensteten, Prostituierte, Geliebte – die Männer sind nicht weniger festgelegt auf überforderte, gewalttätige, cholerische Figuren. Nur der Musiker Klein scheint anders, hat mehr Überblick, sieht klarer, was ihm aber wenig nützt – er fristet sein Dasein in einer Dachkammer, kann die Miete nicht mehr zahlen und ist wie jeder andere abhängig von Lehmann.

Das Bedienstetenmädchen Ursula, das



Jonas Breitstadt (Klein), Susanne Wende (Gilda), Photo: Schauspielhaus Salzburg, © Jan Friese

(angeblich) einen Krug zer-schlägt, wird entlassen. Ihr bleibt kaum ein Ausweg, als sich zu prostituieren – oder gibt es doch eine Alternative? Die Heirat mit dem verkrüppelten Hausbesitzer läßt sie diesem einen Schicksal entgehen. Aber ist es wirklich ein Ausweg? Für einen Moment wird Lehmann zum Wohltäter, ist glücklich. Die, denen er Wohl antut, sind eher verwirrt und bleiben mißtrauisch.

Da taucht Lehmanns verschollener Bruder Kaspar auf, mit dem Ursula eine Affaire beginnt – Liebe? Als der Krüppel sie sucht und auf der Treppe stürzt, sind seine Krücken plötzlich verschwunden – »Niemand« weiß, wo sie sind...

Im Gegensatz zur klassischen Tragödie gibt es bei Horváth kein Liebespaar, das am Ende trauert, flieht, sich verliert. Liebe ist nur noch eine Idee in seinem Text, von Roheit, Zynismus und einem

brutalen Überlebenskampf überlagert. Selbst dann, wenn sich ein Ausweg zu zeigen scheint, ist niemand in der Lage, ihn zu erkennen und ihm zu folgen – eine illusionslose Zeit, aber auch eine ohne Idealismus. Und wenn ein Mensch, einer der »Spieler«, ausfällt, weggeht, stirbt, übernimmt sofort ein anderer seine Rolle.

DIE INSZENIERUNG

Das Typoskript enthält zahlreiche Regieanweisungen, die Ort, Zeit und Situation genau definieren. Regisseur Rudolf Frey und sein Team haben sich dafür entschieden, nicht alles wortgetreu in der Ausstattung umzusetzen, dafür aber die Worte der Handlung und Dialoge zu betonen. Das Treppenhaus ist eine rechteckige Spielfläche mit schrägen Seitenwänden (Bühne: Vincent Mesnaritsch), in denen sich allerdhand Klappen und Türchen ver-

stecken. Flucht, wird klar, ist über die Schrägen nicht möglich, die vielen Türchen deuten eine Vielzahl von Wohnungen, Kammern, Fenstern an – Ausflüchte? Ein Textband über der Bühne spielt manche der Regieanweisungen ein oder synchronisiert Gesagtes als Verstärkung.

Die Kostüme (Elke Gattinger) folgen dem Rollenspiel von »Jedermann« und »Niemand« und sind sich sehr ähnlich: Blumenkleid für die Frauen, grau-blaue Einheitskleidung für die Männer. Einzig Lehmann und der Musiker Klein heben sich von den anderen ab, die sich sonst nur in Accessoires unterscheiden. Sie sind austauschbar und mit ihren Kleidern verwachsen, deren Blumenmuster mit dem Alter der Trägerin an Leuchtkraft verliert. Der Tod scheint dabei nah, im Erinnern, in der Ferne, in den »vier schwarz gekleideten Männern«. Mehr als ein Fakt ist er kaum.



Theo Helm (Fürchtegott Lehmann), Kristina Kahler (Ursula), Photo: Schauspielhaus Salzburg, © Jan Friese

Die Reduktion der Mittel (Dramaturgie: Christoph Batscheider, Licht: Marcel Busa) hebt die Kontraste hervor, enthält dem Zuschauer jede schöne Staffage

vor. So wirkt Horváths Text wie ein Konzentrat der Hoffnungslosigkeit. Die Inschrift eines Ringes »Und die Liebe höret nimmer auf« ist ein nicht nachvollziehbares Theorem oder purer Hohn, »nichts bekommt man umsonst« dagegen eine immer gültige Lebenserfahrung...

DIE AUFFÜHRUNG

Es gibt nichts auf der Bühne, hinter dem man sich verstecken, das beschönigen könnte. Die Schauspieler sind ständig in Aktion, rennen, springen, scheinen entblößt und nackt – den Charakter ihrer Figuren können und wollen sie nicht verbergen. Sie laufen, schreien, verausgaben sich über zweieinhalb Stunden, und zeigen vor allem eines auf: keine Hoffnung, keinen Ausweg. Und gerade dadurch wird die Tiefe der Tragödie spürbar.

Beeindruckend vor allem das Paar Fürchtegott (Theo Helm, der den Abend auf Krücken stellend bestreitet, schon physisch eine Meisterleistung!) – Ursula (Kristina Kahler), die beide mit unbändiger Kraft- und Energieanstrengung dem Schicksal immerhin etwas entgegensetzen. Doch so wie die existentielle Verzweiflung und Angst Ursulas im »sicheren Hafen der Ehe« nachläßt, paßt auch sie sich an, wird zynischer, egoistischer. Da scheint Gilda (Susanne Wende) noch eher als Idealistin, die – trotz immer wieder erlittener (Rück)schläge, weil sie ausgenutzt wird - an einem Traum festhalten will, so bieder dieser

scheinen mag. Sie hat immerhin einen Traum, im Gegensatz zu anderen, aber vielleicht sucht sie in dieser kalten Welt auch nur nach einem bißchen Wärme. Julia Gschnitzer als uralte Jungfrau, die auf ihr Leben zurückblickt, kann mit strahlendem Gesicht darüber lachen (ein kurzer, beeindruckender Auftritt!) – weil sie die Sinnlosigkeit erkennt, oder ist es reiner Fatalismus?



vorn: Julia Gschnitzer (uralte Jungfrau), Photo: Schauspielhaus Salzburg, © Jan Friese

Manche Schauspieler treten mehrfach in bis zu vier Rollen auf, wie Frederic Soltow (als Maler, Detektiv, Betrunkener und einer der »vier schwarz gekleideten Männer«) oder Olaf Salzer (Schreiner, Stutzer, ein schwarz gekleideter Mann), und doch haben alle diese Figuren einen Augenblick und Anflug von Individualität. Aus dem Panoptikum ragen Wladimir (Bülent Özdil), der Freund bzw. Zuhälter Gildas, der »große Wirt« (Marcus Marotte) und Juliane Schwabe heraus, die neue (oder alte?) Kellnerin. So austauschbar die Rollen sind, bleibt den Figuren in ihren Hoffnungen und Ängsten ein Rest Eigenständigkeit doch erhalten. Später einmal, vielleicht, könnte das einen Ausweg auf-

Marta Karlweis »Das Gastmahl auf Dubrowitzza«

zeigen, doch für den Moment, für den Abend, ist das Maß der Hoffnungslosigkeit verstörend und beklemmend intensiv!

Marta Karlweis »Das Gastmahl auf Dubrowitzza«

Lohnende Wiederentdeckung

Zweitausendvierzehn hat der Wiener DVB Verlag damit begonnen, wiederentdeckungswerte Bücher dem Vergessen zu entreißen. »Nicht alle Bücher sind es wert, gelesen zu werden. Aber die wenigsten sind es wert, vergessen zu bleiben.« meint Verlagsgründer und Leiter Albert Eibl und machte den Verlagsnamen (Das vergessene Buch) zum Programm. Schon Maria Lazars »Die Vergiftung« erwies sich als ein Glücksfall, den wir mit Freude und Staunen gelesen haben. Seit Maria Lazar sind weitere Bücher erschienen, neben Else Jerusalem gehört auch Marta Karlweis zu den Autorinnen, deren Werke hier wieder aufgelegt werden.

Marta Karlweis' Bücher sind bereits in den dreißiger Jahren unter anderem im S. Fischer Verlag erschienen und erhielten viel Aufmerksamkeit und positive Rezensionen, so auch »Das Gastmahl auf Dubrowitzza«. Es führt in die Zeit Katharinas der Großen und ihrer Inspektionsreise durch die südlichen Provinzen bis auf die Krim 1787 – vorbei an den legendären »Potemkinschen« Dörfern. Viele Fürsten, Generäle und Kaiser treten bei Karlweis auf: neben

Grigori Grigoriewitsch (Alexandrowitsch) Potemkin* und seinem »Assistenten« Phalajew unter anderem Graf Rumiantzoff, der Adjutant Alexander Matweitsch Mamonoff (ein Favorit Katharinas), Gouverneur Peter Bogdanowitsch Passek, die Fürsten Galitzyn und Besborodko, die Grafen Schuwalow und Suwalow, Oberstallmeister Fürst Narischkin, Graf Kobentzl [Philipp Cobenzl], Graf Louis-Philippe de

Ségur... Viele waren historische Persönlichkeiten, so auch der Komponist und Kapellmeister Giuseppe Sarti (1729 bis 1802), ein Lehrer Luigi Cherubinis, der eines der Festkonzerte dirigiert, und der Ballettänzer Guillomel.

Es ist eine spektakuläre Reise, die Marta Karlweis beschreibt, ein unvorstellbar verschwenderischer Aufwand. An Katharinas Hof herrscht ein nicht zu ermessender Prunk und Reichtum, den Potemkin, Phalajew und Mamonoff geradezu rücksichtslos vergeuden, während gleichzeitig Not und Elend herrschen und durch die »Schaustellerei« noch vertieft werden. Marta Karlweis hält sich dabei sehr genau an die zu ihrer Zeit bestehenden Erkenntnisse und Fakten, die wir heute freilich relativierter betrachten. (Johann Sonnleitner stellt diese Relationen in seinem Nachwort dar.)

Leseprobe

Am Morgen um neun Uhr erhob sich die Kaiserin und begab sich mit allem Gefolge in die Petscherskysche Hauptkirche und

von da in die Kirche zu St. Sophia und ins Michailow-Kloster. Die Kaiserin hatte viel Rot aufgelegt, so daß das Antlitz starr blieb in seiner glatten Farbe. Eine Eskadron Leibkürassiere ritt vor und neben der eigens für diese Fahrt gebauten Karosse her. Potemkin folgte in einer Kutsche mit goldenem Schnitzwerk, die einem chinesischen Lusthaus glich. Auf der Galeere Dnjepr wurde die Vizeadmiralsflagge gehißt, sämtliche Glocken von Kiew hoben an zu läuten, hell schwang die Fahne der metallnen Töne über die sonnenbeglänzte Stadt. Rotes Tuch lag hingebreitet zwischen Karosse und Schiff. Auf der Galeere wurden Kanonen gelöst, vom Kloster Petschersky antworteten neun Schüsse. Trommelwirbel prasselte, wie eine stürzende Mauer. Das Volk stand stumm und gaffte. Schneidend stieg das Kommando, die Soldaten schrien Hurrah! Die Galeeren setzten sich, bedächtig schwan-kend, in Bewegung.

Doch Marta Karlweis' Roman dreht sich nur mittelbar um Macht, Geschichte und historische Momente. Die Autorin erzählt vor allem, was zwischen den Menschen geschieht, wie verführbar sie sind, wie (leicht-)gläubig und wankelmütig oder standfest, prunksüchtig, geltungs- und liebesbedürftig. Dabei wendet Karlweis teilweise einen gleichfalls verschwenderischen Stil an, diese Welt zu beschreiben, entwickelt für die Reise bis an die Grenzen des Osmanischen Reiches eine bild-

gewaltige Erzählfkraft. Sie schafft damit ein psychologisch konstruiertes Drama, das nicht immer »schön« ist, weil es auch den Auswurf und Ekel schildert, die Fäulnis; einen unsauberen, unrasierten und stinkenden Potemkin – widerwärtige Charaktere und der Zauber des Goldes schließen sich eben nicht aus...

»Die Sämereien waren auch für fünfzehntausend Rubel gekauft, Dummkopf!«

Hampel antwortete: »Euer Durchlaucht geruhten zu befehlen, ich solle vierzehn Tage warten. Hernach könne ich mit Euer Durchlaucht reisen. Ich habe gewartet. Zwei Jahre darauf reisten wir.«

Potemkin lachte. »Und der Samen?«

»Ich habe ihn mit.«

»Zwei Jahre alten Samen schleppt er mit, haha!« schrie der Fürst und schlug sich auf die Schenkel. Er drehte sich in der engen Kabine hin und her. Hobelspäne hafteten an seinem Gewand, Schmutz bedeckte seine Hände. Seine Körperhaut war an allen Stellen dem Schmutz besonders geöffnet. Ihre fette Feuchtigkeit verschmolz den Staub zu einem schwärzlichen Teig. Starker bitterer Geruch ging von seinen Achselhöhlen aus.

Doch nicht die historisch (korrekte) Nacherzählung macht den Roman aus, sondern der Weg zweier Hauptpersonen: Katharina der Großen steht die Feld-

marschallin Jelena Wasiliewna Tschernitschewa gegenüber. Die Witwe führt ein Leben mit asketischen Zügen zurückgezogen auf ihrem Landgut Tschernitscheff. Nur selten durchbrechen Ereignisse oder Anlässe die Regelmäßigkeit in dieser Abgeschiedenheit. Bis zwei einschneidende Vorfälle alles verändern: zunächst bietet das Gut der Kaiserin Quartier auf ihrer Reise, später wird es – durch Unachtsamkeit oder Vorsatz – in Brand gesteckt. Die Feldmarschallin möchte es wieder aufbauen, wozu ihr jedoch die Mittel fehlen. Sie kann diese aber gewinnen, wenn sie Katharina ihr anderes Gut, Dubrowitzza, verkauft. Sie reist der Kaiserin daher nach, in einfachen Wagen und Karren oder auch zu Fuß. Immer wieder verfehlt sie Katharina, weil die Umstände oder gezieltes Eingreifen sie bremsen, doch schließlich treffen beide, bei einem Gastmahl auf Dubrowitzza, aufeinander. Das Gastmahl wird ein Wendepunkt, nicht nur für die beiden Frauen.



Marta Karlweis
»Das Gastmahl auf Dubrowitzza«, Roman, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Johann Sonnleitner DVB-Verlag, 210 Seiten, fester Einband mit Prägnung, Schutzumschlag, Lesebändchen, 22,- €, auch als e-Book (9,99 €)

*Übertragung der Namen aus Kyrilliza in die deutsche Schreibweise wie im Buch.

Rückblick / Ausblick

Zweimal Tosca mit der Sächsischen Staatskapelle

Seit einigen Jahren ist die Sächsische Staatskapelle Residenzorchester der Salzburger Osterfestspiele. In diesem Jahr feierte hier »Tosca« in einer Inszenierung Michael Sturminers Premiere, der das Werk gemeinsam mit Renate Martin und Andreas Donhauser (Bühne und Kostüme) in Szene gesetzt hat. Auf der Bühne gab es eine Traumbesetzung: Die Staatskapelle wurde von Christian Thielemann geleitet, mit Anja Harteros (Tosca), Ludovic Tézier (Scarpia) und Aleksandrs Antonenko (Cavaradossi) stand ein phänomenales Sängertrio zur Verfügung. Die musikalischen Kritiken fielen sowohl das Orchester wie die Solisten betreffend durchweg positiv aus. Und sogar die Inszenierung wurde überwiegend wohlwollend aufgenommen, jedoch nicht von allen, wovon sich auch die 3sat-Zuschauer am Karsamstag überzeugen konnten, als der Fernsehsender die Aufzeichnung der Premiere sendete.

Manche der Premierenbesucher hat vielleicht schon und allein das Bühnenbild beeindruckt. Für die imposante Ausstattung war sogar das Innere des Palazzo Farnese, einem im Text genannten zentralen Handlungsort, aufgesucht und nachgestaltet worden (im Palazzo ist heute die französische Botschaft untergebracht). Doch hat jemand die

Authentizität bemerkt, oder diente sie doch nur der schönen Dekoration?

Tolle Sänger, ein fulminantes Orchester, Originalschauplätze – soweit wunderbar. Doch daß der Regisseur die Geschichte ins Heute versetzt und die Mafia einbezieht, stieß auch auf Ablehnung, erst recht, weil im letzten Bild Kinder (Jungen eines Ausbildungsinternates) den Maler Cavaradossi erschießen – sie sind die neuen Schergen Scarpias. So berechtigt der Gedanke und Anspruch an eine Aktualisierung oder ein Hinweis auf heutige Zustände scheinen, ging er manchen doch zu weit.

Anders als in den letzten Jahren wird die Produktion der Salzburg-Premiere übrigens leider nicht nach Dresden übernommen. An der Semperoper gibt es statt dessen ab April wieder die Inszenierung von Johannes Schaaf aus dem Jahr 2009 zu sehen. Das Trio Thielemann, Antoņenko und Tézier bleibt von den Osterfestspielen zusammen, Anja Harteros kommt leider nicht, dafür aber die fabelhafte Adrienne Pieczonka – das sollten Sie nicht verpassen!

Buchtip extra

Ivana Jeissing »Wintersonnen« Aufgrund des Titels »Wintersonnen« hatten wir Ivana Jeissing bereits frühzeitig – es war noch Winter – online veröffentlicht, wollen es aber nicht unterlassen, hier noch einmal auf das witzige

und charmante Buch hinzuweisen. Die Heldin mit einem deutlichen Hang zur Selbstironie wie zur Lebensbejahung hat sich bereits einiges »aufgeladen« oder hat es aufgeladen bekommen: die Mutter, die ihr immer verschwieg, wer ihr Vater ist und über ihr Leben bestimmt hat, ist verstorben, ohne das Rätsel der Vaterschaft aufgelöst zu haben. Den Traumberuf – Schauspielerin am Burgtheater – hatte die Tochter zwar (gegen Widerstände der Mutter) verwirklicht, jedoch aufgeben müssen, als jene Mutter pflegebedürftig wurde. Später, nach dem Tod der Mutter, gelingt es ihr nicht, auf der Bühne und am Theater dort anzuknüpfen, wo sie erzwungenermaßen aufgehört hatte. Statt dessen stürzt sie in eine Lebenskrise.

Ivana Jeissings Heldin bricht jedoch auf, statt zu versinken, verläßt Wien, geht nach Berlin, und fängt ein neues Leben an...

Leseprobe

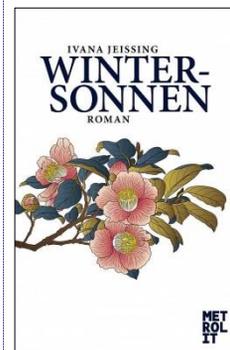
Seit meiner Kindheit begleitete mich die Sehnsucht, dass mich und meine Mutter etwas verbinden müsse, das über die Ähnlichkeit unseres Nasenrückens hinausging. Und seit ich mich erinnern kann, begleitet mich auch die Suche nach dem, was Zuhause bedeuten könnte. Ein Ort, an dem ich mich immer nur zu Gast gefühlt habe. Ein Wort, in dem ich mich nie wohl gefühlt habe. Weil meine Mutter sich darin so bedingungslos ausgebreitet hat, dass kein Raum für mich blieb. Meine Mutter. Die

immer über das für mich erträgliche Maß hinausging. Warum?

In Berlin trifft die junge Frau auf den Psychologen Donald Gliese und den Gärtner Nello. Gliese scheint selbst hilfsbedürftig, während Nello – abgeschieden in seinem Gartenreich – voller Erkenntnisse scheint. Es beginnt eine Mehrsamkeit, in der die Strauchelnden umeinander kreisen und sich aneinander aufrichten, sich aber im nächsten Moment im Wege stehen ...

Mit der Heldin geht es durchs hektische Berlin, auf Probespiele und in einen wunderschönen Kameliengarten. Vor allem aber ist »Wintersonnen« ein umwerfendes Buch, das vom Loslassen und Neuanfangen erzählt.

Eine ausführliche Rezension finden Sie auf unserer Internetseite.



Ivana Jeissing »Wintersonnen«, Roman, Metrolit, 234 Seiten, gebunden, Schutzumschlag, 22,- €, auch als e-Book (16,99 €)

Alles nur Theater?

Letzte Worte von Nelli Pohl

Aus, vorbei, jetzt müssen wir wieder ohne Winter auskommen! Nun geht es wieder los: Nachtigallen singen, Flieder blüht, gutgelaunte Menschen sitzen in der Sonne oder im Schatten und essen Eis. Und die Rosen werden wieder blühen!

Christina Rossetti

(1830 bis 1894)

When I am dead, my dearest,
Sing no sad songs for me;
Plant thou no roses at my head,
Nor shady cypress tree:
Be the green grass above me
With showers and dewdrops wet;
And if thou wilt, remember,
And if thou wilt, forget.

I shall not see the shadows,
I shall not feel the rain;
I shall not hear the nightingale
Sing on, as if in pain:
And dreaming through the twilight
That doth not rise nor set,
Haply I may remember,
And haply may forget.

Sing, wenn ich einst tot bin, Liebster,
Kein Trauerlied um mich;
Pflanz keine Rose mir zuhaupt,
Und auch Zypressen nicht:
Gras, naß von Tau und Schauern,
Grünt über mir gewiß,
Und wenn du willst, gedenke,
Und wenn du willst, vergiß

Ich sehe nicht die Schatten,
Spür nicht den Regenfall,
Hör nicht, wenn wie im Leid sie singt
Und singt, die Nachtigall;
Hinträumend durch das Zwielflicht
– Nie bleicht, nie dunkelt es –
Mag sein, daß ich gedenke,
Mag sein, daß ich vergeß.

(nachgedichtet von Stefan George)

gefunden in: Englische und amerikanische Dichtung, Band 2, herausgegeben von Werner Koppenfels und Manfred Pfister, dtv

Vincenzo Vangelisti

(1740 bis 1798)

Thisbe und Pyramus, liegend

(Druck, 39 x 50,8 cm, 2. Hälfte 18. Jahrhundert)



aus: *Der Selbstmord von Pyramus und Thisbe*, nach Guido Reni (1575 bis 1642),
© Wellcome Library, London, wellcomecollection.org

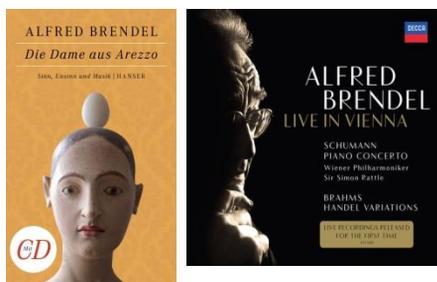
Rosen – ich sehe es schon vor mir, wie die Kollegen wieder Gedichtbände durchschnuppern oder gar selbst zur Schreibfeder greifen und zu schmachten beginnen... Ich sage Ihnen: das reinste Tohuwabohu! Der eine dichtet, der andere zitiert aus Opern, der dritte durchstöbert den Kühlschrank und das Weinregal. Alle haben Schmetterlinge im Bauch. Und wer kümmert sich dann um die Redaktionsarbeit? (ICH!)



Aber manches tun wir doch zusammen, schmieden Pläne. Für das nächste Heft zum Beispiel. Dort können Sie dann nicht nur von einer sängerisch starken Tosca lesen, sondern begeben sich mit uns zu Operausflügen nach Magdeburg und Berlin. Die Dresdner Musikfestspiele stehen mit vielen Künstlern und Höhepunkten unmittelbar bevor, bei Erscheinen von Ausgabe 29 sind sie bereits vorüber – wir blicken dann noch einmal zurück. Und natürlich besuchen wir weiterhin die (vermeintlich) kleineren Orte – hier ist das Entdeckerpotential in der Regel besonders groß.

Unsere »Pianomania«-Reihe wächst ebenso, diesmal sogar besonders gewichtig, denn für

Mai ist ein neues Buch von Alfred Brendel angekündigt – er wird uns die »Dame aus Arezzo« vorstellen, aber ganz ohne Musik geschieht dies sicher nicht. So eben veröffentlicht ist auch eine neue (alte) Aufnahme mit ihm und den Wiener Philharmonikern. Darauf finden sich neben Robert Schumanns Klavierkonzert Johannes Brahms' Variationen über ein Thema von Händel. (Eine ausführliche CD-Rezension finden Sie schon kurz nach Erscheinen dieses Heftes auf unserer Internetseite.)



Und was »blüht« uns sonst noch? Wir stellen uns auch literarisch auf den Sommer ein, mit dramatischen Kurzgeschichten, luftigen Romanen und Büchern über den Strand. Auch hier gilt: besonders kleine Verlage haben ein großes Entdeckerpotential. Und die Blumen werden sicher ebenso (wieder)



»zu Wort« kommen. Mehr dazu und darüber hinaus lesen Sie in Ausgabe 29 der Neuen (musikalischen) Blätter im Juli. Bis dahin wünschen wir Ihnen einen wunderbaren Frühsommer!



italienische Impressionen, Photos: NMB
Eigentlich würde es Zeit, Brahms, Mendelssohn und Goethe nachzufolgen und der Jahreszeit entgegenzufahren, nach Italien. Ach, Italien...

Impressum

Neue (musikalische) Blätter, Ausgabe 28 (April 2018)

Herausgeber: Dr. Wolfram Quellmalz
gegründet: 2007
Erscheinen: vierteljährlich
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 3. April 2018
Kontakt: Redaktion-NMB@web.de
NelliPohl@yahoo.de

Internet: www.neuemusikalischeblaetter.wordpress.com

Auf unserer Internetseite finden Sie die aktuellen Hefte als pdf-Datei sowie regelmäßig neue Rezensionen.